Briefe

an

seine Freunde,

aus den

Quartieren der Dänischen Armee.

Altona und Lübeck,

bey David Iversen,

Königl. privil. Buchhändler,

1762.

7

Segeberg mit
1650
1760.
delin: I.F.Camerarius.
Der

feschenhagn
1648.
lck=Berg.
Fritzsch sc:

Briefe

an

seine Freunde.

Erster Brief.

Mein Freund!

Fragen Sie nicht, wer ich sey, wo ich sey, und warum ich schreibe, noch weniger, was ich schreibe. Denn ich weiß alles selbsten nicht. Ich schreibe, wenn ich melancholisch werde, weil ich eine Lebensart führen muß, die mir so angenehm ist, als dem Faulen das Holztragen. Der patriotische dänische Freydenker hat mich so weit gebracht, ebenfalls allerley Gedanken auf das Papier zu bringen. Da er frey denken kann, warum soll es mir nicht erlaubet seyn, ihm hin und wieder nachzufolgen? Ein patriotisches Verlangen, meinen Landesleuten zu nützen, reizet mich, diese Briefe zu schreiben. Ich bin nicht vermögend, ganze Materien auszuarbeiten, noch weniger durchzudenken. Ich habe im Sinn, nur allerley kleine Anmerkungen zu machen. Gefallen sie, wie vergnügt werde ich seyn; gefallen sie nicht, so muß mich mein un-

glückliches Schicksal trösten, daß ich nicht nach dem Geschmack der Neuern liebenswürdig bin. Vielleicht haben Sie noch einiges Vergnügen an meinen flüchtigen Gedanken; und lesen Sie nichts zusammenhängendes, so werden Sie dennoch allerley Anmerkungen finden. Bald werde ich Ihnen Gegenden, bald moralische Bilder, bald haushälterische Sätze, und bald Gedanken von Schriften, welche ich zufälliger Weise lese, entwerfen. Bedenken Sie meine Absichten, so werde ich Ihnen, mein Freund, gefälliger scheinen.

Ich bin heute nicht weit von Ihnen. Wo ich morgen bin, weiß ich warlich nicht. Sie können also glauben, daß ich mich mitten unter den Soldaten aufhalte, welche in Friedrichs Provinzen den Frieden erhalten sollen. Ich sage Ihnen also, was ich heute bemerke. Das Haus, wo ich mein Obdach habe, ist vermuthlich von seinem Urheber nicht zu dem Entzwecke erbauet worden, ein allgemeines Wirthshaus zu seyn. Es ist aber ein Wirthshaus, und beherberget einen faulen Wirth und eine schmutzige Wirthinn.

Ich habe dennoch verliebte Jünglinge und reizende Bräute gesehen. Sie genossen der stillen Landluft, und hatten sich vermuthlich deswegen der lärmenden Stadt entzogen, um in der Einsamkeit mehr Lüste zu verschwenden. Bey Kleinigkeiten Betrachtungen zu machen, ist öfters angenehm. Ich sehe mit Entzücken die Liebe mit allen ihren Scherzen um diese Jünglinge, um alle ihre Schöne flattern. Das Lachen begleitete sie durch die büschichte Gänge des Gartens, eine jede

Laube

Laube zeigte ihnen einen neuen Schauplatz der Freude, und das Vergnügen irrete mit tausend Schmeicheleyen um sie. Oft sah ich unbemerkt den Busen des schamhaften Mädchens wallen, und noch öfters raubte der begierige Jüngling einen hinreißenden Kuß. Eifersüchtig über das Glück dieser Jünglinge verbarg ich mich in den dunkeln Hayn hinter den Garten, misvergnügt stellte sich meinen nassen Augen eine Gegend dar, welche der Maler selten schöner erdenken wird. Ach! mein zärtlicher Freund! auch Sie liegen an dem klopfenden Busen ihrer getreuen Freundinn, da mich ein grausames Schicksal meiner Mariane, meiner Freundinn, entrissen hat. Nur die Dienste für **Friedrich**, den Geliebten seines Volks, zerbrechen die melancholischen Ketten meiner Einbildung; aber, daß ich durch den Wald hinseufze, ach! das lehret mich die Liebe; die Nymphe, wenn sie barmherzig ist, wird wie das Eccho zurück seufzen: Mariana! ein kleiner Trost!

Aber soll ich nicht mehr die Freude der Jünglinge sehen? Nein, die Gestalt eines Kriegers hat sie erschrecket. Sie verschließen ihr Zimmer, und glauben, der Umgang mit Kriegern sey gefährlich. Furchtsame Jünglinge! die Krieger **Friedrichs** sind nur zum Schutz seiner Nachbarn und Unterthanen da, und bereit das Schwerdt zu zucken, wenn ein grimmiger Feind, den Osten, Westen, Norden oder Süden gegen mein armes und in Blut schwimmendes Vaterland ausspeyet, hervortreten möchte, die friedlichen Felder zu bekümmern. Diese Krieger tragen den Oelzweig in

der Hand, und suchen eine Flamme zu dämpfen, welche mehr als zwey Welten in den Brand gesetzet hat. Segnet diese Krieger, ihr Jünglinge, und fürchtet euch nicht: denn ihr Blut muß euch den liebreichen Frieden geben.

Saget mir, Jünglinge! ihr liebet und fürchtet die Menschen; eine große Stadt hat eure Jugend geformet, und ihr seyd nicht so herzhaft, einen friedliebenden Krieger in eurer Gesellschaft zu sehen: Woher entstehet diese mir unbekannte Furcht? Eine Schwachheit, eine verderbliche Schwachheit, ist die Mutter dieses furchtsamen Wesens. Ist es nicht die Erziehung, welche euch der edlen Geselligkeit entziehet? Ja, eine zu zärtliche Erziehung hat euch nie dem Schooße der Mutter entrissen, unter Mühmchen und furchtsamen Schwestern hat sich eure Jugend langsam dahin gewälzet. Ihr habet das Gewühl der Stadt gesehen, und wider die Männlichkeit hat euch bis hieher der furchsame Arm der Mutter bewahret. Selten oder vielleicht heute zum erstenmale habet ihr die Mauren eurer volkreichen Stadt verlassen; einsam, und nur in der Gesellschaft einer euch liebenden Braut, fliehet ihr alle Menschen, welche nicht aus dem Schooße eures Geschlechts entsprossen sind. Thut nicht also, folget meinen heilsamen Regeln. Folget den Trieben der Menschlichkeit, schließet euch nicht mehr in den engen Bezirk der zärtlichen Vaterstadt ein. Werdet, wo ihr auch seyd, gefällig, und empfindet alle Freude des Lebens.

Sehet das Beyspiel des Jünglings, der meiner Sorgfalt anvertrauet ist. Kaum hat er

funfzehn Winter durchgelebet, so entreißet er sich den Armen der zärtlichen Mutter und der ihn liebenden Geschwister. Ohne Furcht verändert er täglich seine Wohnung, er scheuet sich nicht vor den Unbequemlichkeiten eines angehenden Feldzuges. Eine harte Bank ist öfters sein Bette, und ein Mantelsack sein Küssen gewesen. Er fürchtet keinen hohen Stand, ihn schrecket keine Excellenz, kein Band, kein glänzender Stara, er redet eben so frey in der Gegenwart des elenden Jrus, als bey der glänzenden Pracht eines Crösus. Die Bescheidenheit machet ihn angenehm, man höret gerne seine jugendliche Einfälle, und liebet den reizenden Jüngling. Woher kommt diese Unerschrockenheit, fraget ihr? Jch will es euch sagen: Sein vortrefflicher Vater hat das Herz des Jünglings gebildet. Er hat ihn eine angenehme Kühnheit gelehret, und älterer Beyspiele sind die Lockungen der Jugend.

Scherzet nur, furchtsame Jünglinge, und seyd kühn in der finstern Einsamkeit; ich werde euch nicht mehr beobachten. Mein Fuß durchbricht schon die goldenen Fluren der fruchtbaren Felder. Jeder Halm scheinet stolz zu sagen: Siehe hier, Sterblicher, in mir deine Erhaltung. Tiefsinnig durchirre ich Felder und Aecker, bis mich meine Melancholey in eine Gegend führet, die mir weitern Raum zu Betrachtungen giebet.

Hier setzet sich mein müder Fuß an den Ufern der sich langsam nach dem Ocean hinwälzenden Elbe. Hoch liegen die Ufer, und vertheidigen das mit Aehren schwangere Land von den ungestümen Wogen des öfters daher stürzenden Wassers. Jn

diesen Höhen bildet die Natur ein halbes Amphitheater. Hier glänzet die Einfalt der Natur und übertrifft weit die Kunst der hochmächtigen Sterblichen, die Pyramiden bauen und verwesen. Oft hat meine Jugend das künstliche Amphitheater des Bosischen Gartens in der Lindenstadt bewundert, oft habe ich unerfahrner mich dahin reißen lassen, und die Kunst der Natur vorgezogen. Stolz, wie ein eingebildeter Schilderer, welcher sich überreden kann, daß sein Pinsel die Natur nicht allein nachahmen, sondern verbessern kann, erhob ich die Kunst, ich Schwacher! vor der Natur. Allein hier wird mein Stolz gebeuget, und dieses von der Natur gebauete dunkle Thal bekräftiget die Wahrheit, daß die Natur allein schön sey.

Hier breiten dick erhabene Bäume ihren erquickenden Schatten über mein mit Kummer beladenes Haupt aus, rund um mich her strecket die bejahrte Eiche ihre vervielfachte Arme durch die Luft, und verbirget mich vor dem Schwarm gaukelnder Menschen. Hier verbreiten sich meine Gedanken, und ein schneller Blick zeiget mir im Gegenstande den Anfang und mehrentheils das Ende meines Vaterlandes Ach! welche traurige Gedanken durchzittern plötzlich meine Seele! Welche fürchterliche Scenen erblicket mein Auge! fortgerissen durch eine wirksame Einbildung, erblick ich noch das unter dem friedfertigen George blühende Lüneburg, das mein Fuß so oft durchgewandert, und Braunschweig, Braunschweig, das meine Jugend gebildet, und wo der weise Carl und tapfre Sohn als Götter verehret werden. Meine Kräfte

sind zu schwach, Helden zu besingen; Virgile werden entstehen, der Nachwelt zu sagen, wie glücklich Braunschweig gewesen.

Wie der Staub am Meer erhebet sich der nach Sieg jauchzende Gallier. So wie ein durch die Wunde des Nasehorns gereizter Elephant trabet der hochmüthige Sieger einher, und verwüstet grimmig die friedsamen Fluren des besten Landes und der besten Einwohner. Ach! Prinz, der du dein Vaterland ehemals den begierigen Rebellen entrissen, und die Krone auf dem Haupte deines Vaters befestiget hast; fliege, wie das geschwinde Einhorn, muthig daher, und beschütze die Felder, welche einst deine Regierung beglücken soll; entreiße sie der Wut der verderbenden Feinde!

Ein zürnendes Schicksal verhindert deinen starken Arm. Ein unergründliches Schicksal! Falle zu, trauriger Schauplatz! da liegen Jünglinge und rauchen in ihrem Blute, sie haben für das Vaterland gefochten. Ihr vergossenes Blut schreyet: Rache! Rache!

Durch einen Wittekind sollen die Länder der Wittekinder befreyet und erhalten werden. Heil dir, o Prinz **Ferdinand**, der Menschen Freund! der Lehrling des lorbeerreichen **Friedrichs**! Dir reichet der Himmel das Rachschwerdt in die starke Hand. Wie ein strafender Cherub flieget der Held daher, er versammlet ein Häuflein und das Eccho durchschallet die Wälder. Hier Schwerdt des Herrn und Gideon.

Dort über der mit handelnden Schiffen bedeckten Elbe bemerke ich das tiefliegende Boxtehude.

hude. Da prüften die hochmüthigen Gallier zuerst den ergrimmeten Germanier. Da flohen sie und der siegreiche Feind rief freudig: Sieg! und das Wort Sieg! entzückte das traurige Land. Die Wälle der Feste an der Elbe verbargen die Besiegten vor den muthigen Catten. Die Liebe zu Brüdern mußte vergessen werden. Freund und Feind wurde unter dem Brüllen der Cartaunen, unter dem Prasseln der zerschmetternden Bomben zusammen in eine Erde als Freunde begraben. Selig seyd ihr, ihr Märterer für das Vaterland! Der Segen wird auf den Häusern eurer Nachkommen blühen, denn ihr starbet eines ruhmvollen Todes.

Weit über die breiten Ufer des Rheins ist der Feind getrieben. Soll ich einen frölichen Gesang anstimmen? Soll ich dich preisen, o Ferdinand! Ich werde die Zeit noch erleben, daß dich Virgile singen. Du Mitstifter neuer Reiche! Siege, mein Prinz, und schlage so, wie Arminius schlug, und dein Sieg sey gleich dem Siege des alten Helden, der die Ketten der Deutschen zerbrach. Verborgenes Schicksal, genug! in stiller Ehrfurcht bet ich dich, gleich meinen Vorältern, in diesen dunkeln Hayn andächtig und voll Innbrunst an. Hilf dem unterdrückten Vaterlande.

Mit diesen Seufzern stehe ich auf, und gehe, mein Freund! mit langsamen Schritten nach meine Hütte. Ich werde bald wieder schreiben, vielleicht nicht so melancholisch. Ich sage Ihnen nur noch, daß ich sey

D—k—n—h—d—n. der Ihrige.
1758.

Zweyter Brief.

Mein Herr!

Sie bemühen sich warlich umsonst mit allen ihren gelehrten Gedanken mir zu beweisen, daß ein Land, wo viel Heyde ist, auch keinen guten Grund habe. Alles ist umsonst, was Sie sagen. Noch einmal will ich mir die Mühe geben, Ihnen das Auge ihres Verstandes zu eröffnen; wollen Sie alsdenn nicht glauben: nun, so glauben Sie meinen Wahrheiten nicht. Sie sollen deswegen nicht als ein politischer Ketzer angesehen werden. Aber, ich denke, eine einzige Frage soll Sie verwirren, und recht verwirren. Machen Sie sich nur fertig zu antworten, mein gelehrter Herr! Sagen Sie mir doch, wie war Europa, wie war Deutschland beschaffen, als die Römer anfiengen, ihre siegreiche Adler über den Rheinstrom zu tragen? War in Spanien, Frankreich, England, Deutschland keine Heyde? Waren dieses die gesegneten Länder, die von Volk wimmeln, und die keinen Fuß breit Landes haben, welcher nicht nutzbar sey? Werden Sie nur nicht roth oder gar böse. Doch ihre Seele ist gutthätig, wie sollten Sie böse werden können? Aber Sie ihres Irrthums zu überführen, will ich Ihnen einen ganz kleinen Abriß von der Aussicht dieser Länder vor Christi Geburt geben. Ich will ihre Belesenheit nicht in Zweifel ziehen; aber es

könnten

könnten andere, die diesen Brief lesen möchten, nicht so belesen als Sie seyn. Und Sie sehen doch, daß ich ohne diese Beweise nimmermehr weiter mit Ihnen kommen kann. Wohlan denn, Sie werden mir zugeben müssen: Europa hat um diese Zeiten, außer Italien und Griechenland, sehr wenig Städte, Flecken und Dörfer gehabt, aber desto mehr ungeheure Wälder. Werden Sie mir diesen Satz zugeben? Ich hoffe doch, Ja. Sind Sie so gefällig für die Wahrheit: Gut, mein Herr! so werden Sie mir hoffentlich nothwendig zugeben, daß Europa viel unbewohnter gewesen, und unter diesen Provinzen Deutschland. Können Sie glauben, daß um diese Zeiten die leipziger Lerchen zu Millionen gegessen worden sind? daß Leipzig in seiner Ebene mit hundert Dörfern wie das deutsche Florenz gepranget? und Sachsen so, als es itzt bey dem verwüstenden Kriege noch bewohnet ist, bewohnet und bevölkert gewesen seyn? Rechnen Sie itzo auch die churfürstliche Lande achtzehn tausend Dörfer, die Rechnung wird nicht zu übertrieben seyn. Können Sie glauben, daß zu den Zeiten Cäsars diese Provinz eben so bewohnt gewesen sey? Lesen Sie diesen kriegerischen Schriftsteller von den Sveven nach, und betrachten itzo den schwäbischen Kreiß; werden Sie nicht Dorf auf Dorf sehen, und Stadt an Stadt? Wie viel Herzoge, Fürsten, Bischöffe, Grafen und Herren, ernähret diese Provinz? und man siehet bey dem itzigen Kriege, wie ein Herzog nicht ganz gleichgültig zu betrachten sey, wenigstens fühlen die casselschen Lande die Macht seiner Völker, nach

der Sage der Zeitungen. Wie viel Reichsstädte sind nicht in diesem Kreiß? und ich bin gewiß, daß er itzo weit mehr Mannschaft als ehemals jährlich in den Krieg schicken könnte, wenn seine Einwohner so vereint, und so kriegerisch gesinnet wären. Glauben Sie, daß in Schwaben ganz gewiß viel Heydeland gewesen sey?

Doch wir wollen Europa ein klein wenig in diesen Zeiten betrachten. Die lusitanischen Küsten waren wie die spanischen bewohnt, weil sie durch die asiatischen Iberier, Perser, Phönicier, Celten und endlich durch die mächtigen Carthaginenser besetzt wurden. Im Lande sahe es deswegen noch immer wüste aus. Denen Lusitanern war der Ackerbau nicht angenehm, sie liebten ein anderes Handwerck, welches ihnen mehr einzubringen schien. So wie sie dieß und jenseits über den Tagus wohnten, überzogen sie sich mit Krieg, und raubten, wie die Mohren in der Mitte von Africa. Daß Lusitanien vortrefflich zu solchen Händeln in diesen Zeiten geschickt war, zeiget der Krieg des Sertorius, des vortrefflichen Mannes. Die innere Fruchtbarkeit des Landes wurde also nicht gebraucht, der Ackerbau verachtet, und Lusitanien wüste.

Die Spanier innerhalb Landes, besonders gegen die pyrinäischen Gebürge, waren eben so kriegerisch, hart und rauh von Lebensart. Die Carthaginenser und die Römer waren ihre ewige Feinde; und mußten sie vor diesen geübtern Völkern fliehen, so waren die Wälder ihr Schutz. Müssen sie also nicht glauben, daß in Spanien, beson-

besonders in denen nordlichen Gegenden, viele und große Wälder gewesen sind? wollen Sie mir diese Wahrheit nicht zutrauen, so schlagen Sie zur Strafe den Strabo und den Bochart in seiner heiligen Geographie nach. Diesen Männern werden Sie wohl glauben müssen.

Nun wollen wir Gallien betrachten. Ich will ihnen nicht abläugnen, daß es zu Cäsars Zeiten schon ziemlich bevölkert gewesen. Aber betrachten sie nur die Kriege Ludewigs des vierzehnten und denken, wie mancher Franzose im vorigen Jahr in Niedersachsen begraben worden. Sollten diese Völker um Cäsars Zeiten da gewesen seyn? gewiß nicht. Das Land war viel waldigter und folglich öder, als es itzo ist. Ich muß Ihnen nur einige Gründe aus den heldenmäßigen Schriftsteller selbst anführen. Ich hoffe, Sie werden ihm Glauben zustellen. Er gedenket des arduenischen Waldes, der noch heut zu Tage groß ist, aber gewiß um seine Zeit ungleich größer, weil er vom Rhein von den Trevirern bis an die Nerrier, welche an den Ufern der Shelde ihre Wohnungen hatten, sich erstreckte. In diesem arduenischen Walde wird nach einer gewissen Prophezeyung von anno 1756 eine große Geschichte geschehen. Sie werde! Von den Menapieern und Morinern erzehlet uns der schriftstellerische Feldherr, daß sie in zusammenhängenden Wäldern und Morästen ihren Aufenthalt gehabt. Als er anrückte, flüchteten sie in diese natürlichen Schutzörter, er verfolgte sie, wie Maximilian die Gemsen, mit unglaublicher Geschwindigkeit, er ließ den Wald beständig

ständig durchhauen, eine Arbeit, die unsern Heeren nicht öfters vorkömmt; allein alle Mühe war umsonst. Die Verfolgten zogen sich immer in die Wälder, das Wetter wurde nicht besser, sondern schlimmer, und Cäsar war viel zu klug, einem Vorhaben nachzuhängen, welches ihn und das Heer hätte vertilgen können. Wie weit meynen Sie, daß dieser Wald gereicht hat? nicht weiter als vom Rhein und der Maaß bis nach Calais. Und dadurch wird das Zeugniß, daß die Gallier sich wenig auf den Ackerbau, sondern mehr auf den Krieg legten, bestätiget. Kann uns die itzige Zeit nicht lehren, daß Frankreich noch viele Waldung und Heyde habe? Uns hat seit den Zeiten Ludwigs des vierzehnten ein Reich fruchtbar geschienen, dessen sich der einzige Churfürst von Hannover in unsern Zeiten entgegen setzt, und ich weiß nicht, ob ich nicht sagen kann, der den Strom seiner ganzen Macht aufzuhalten vermögend ist. Doch ich soll von Heyde und Holz reden. Der Wald von Versailles ist, um die Kriegskosten zu bestreiten, Leuten die Holz zu verkaufen wissen, für 10 Millionen Livres überlassen worden. Solche Leute, die kühn in ihren Unternehmungen sind, fordern für ihre Künheit wenigstens die Helfte mehr, in ihren Nutzen zu verwenden. Der Wald muß also nicht klein seyn, der zehen Millionen Livres kostet. Ein Zeichen, daß noch große Wälder in Frankreich sind.

Daß Frankreich noch viel Heyde hat, hat uns der Einfall der Engelländer in Bretagne gezeiget. Ein vernünftiger Engländer, der mitten in den

Gefahren den Zustand des innern Landes betrachtet hat, ist so uneigennützig gewesen, daß er so gar den Franzosen den Weg in einer Schrift, die ich aber noch nicht gesehen habe, zeiget, wie sie die vielen unfruchtbaren Heyden in Bretagne wohnbar und nutzbar machen könnten. Gewiß ein uneigennütziges Verfahren, dem eine Säule des Ruhms gebühret.

Sollte ich nun nicht da die Freyheit haben, wo ebenfalls viel Heyde ist, zu reden. Sollte ich nicht sagen dürfen, daß die Heyde gut Land werden wird, wenn sie ordentlich angegriffen und aus ihrer Faulheit mit Gewalt zur Arbeit gebracht wird. Lasset euch doch, unglaubige Leser, von dem Dichter die Wahrheiten singen, wie die Erde betrachtet werden muß.

Quæ Cereri visa est humus opportuna serendæ
Sæpe redit manibus versanda; datasque reposcens
Mutuat in semen fruges, neque perfida pactam
Liberat usque fidem; seu messibus obfuit annus
Siccior aut pluvius; steriles seu fudit avenas
Infœcundus ager; fractis seu grandine culmis
Procubuit, fluxisque seges stabit arida granis.

Vanievius.

Doch ich will meinen Entzweck verfolgen, und weiter zeigen, daß die Länder ehemals nicht so bebaut als itzo gewesen sind, um meinen Entzweck näher zu kommen. Sie werden von dem berühmten Ausgang der Schweizer gelesen haben: Sie giengen mit Weib und Kind aus, und meynten in Gallien einen bessern Sitz zu suchen. Es würde ihnen vielleicht gelungen seyn, wenn Cäsar nicht

nicht in Gallien gewesen wäre. Er schlug sie, und, ihrem eigenen Verzeichniß nach, waren sie in allen ausgegangen 263000 Köpfe. Alle diese Menschen hatten in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnt. Es kamen ohngefehr 110000 zurück, und ich darf es Ihnen hoffentlich nicht beweisen, daß die Schweiz itzo eine große Menge Menschen mehr ernähret; allein die französische Armee kann uns Beweise davon ertheilen.

Cäsars Eroberungssucht konnte das ihm kaum bekannte Britanien nicht seiner Ruhe geniesen lassen; Er gieng mit seinen siegreichen Legionen, die ihm wirklich als Phantasten nachfolgten, über. Er landete ohngefehr Calais gegen über, aber, wie er in das Land einrücken wollte, fand er auch die Feinde in den Wäldern verstecket, und aus den Wäldern fielen sie ihn an. Er wollte zum zweytenmal denen Britaniern an der Küste ihre Freyheit rauben, und sie dem römischen Joche unterwerfen. Er drang tiefer ein Lib. V. c. 15. Er mußte sich durch Wälder und Feinde bis an die Temse durchschlagen, und da fand er den Heerführer oder streitbaren Briten Cassivelaunus wieder mit Menschen und Vieh in unwegsamen Wäldern, und unzugänglichen Morästen, und alles war verhauen. Die Britanier hatten keine Städte; ein Raum mit umgehauenen Bäumen bewohnt, mit einen Erdwall umgeben, hieß ihnen eine Stadt. Dio bezeuget diese Wahrheiten. Er beschreibt die Britanier, daß sie sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufhielten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau hätten, sondern von der

Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln lebten. Sehen Sie hier das itzige Britannien, das von Einwohnern wimmelt, wo Bäum und Wälder zu sehen sind, und von denen der Dichter singet:

- - -; antiquos ferro ne dejice lucos.
Aſpicis exfoſſo terris carbone Britanni
Quam malè diſſolvunt frigus, quàm ducitur ægrè
Spiritus; infeſto niſi tabeſcentibus igne
Monſpelienſis opem tulerit pulmonibus aër.

VANIEVIVS.

Wie war die Aussicht von Deutschland? Gewiß noch wüster, noch schrecklicher, noch unfruchtbarer. Cäsar giebt uns wieder etwas Licht Lib. VI. cap. 23. Da es mir dünket, daß er etwas beschreibet, dessen Ursache er weiter nicht hat begreifen können. Er sagt: Die Völker Germaniens rechneten es sich zum größten Lob, daß sie alles weit und breit um sich verheerten, und daß ihre Grenzen mit furchtbarlichen Einöden umgeben gewesen. Sie glaubten, es sey ein Merkmal der Tapferkeit, wenn die Nachbaren sich vertreiben liessen, und wichen, und neben ihre Grenzen kein ander Volk sich zu setzen gelüsten liesse. Ich schliesse aus diesem Berichte, daß dieses ein Befehl des jungen Odins gewesen sey. Als er Germanien besichtiget, so sahe er nothwendig ein, daß itzo die Römer mit zwar streitbaren doch ungeübten Völkern anzugreifen noch gar nicht die Zeit war. Er mußte das Gebäude machen, welches seine Nachkommen vollführet haben; und die

Gren-

Grenzen des Rheins zu verwüsten, war klug, weil dadurch der ganze Norden den Römern unbekannt blieb. Er gab also diese Verwüstung freywillig an, um den Cäsar und alle Römer blind zu machen. Er übte in den äussersten Norden die Völker, und verbarg sich auf die listigste Art, um mit der Zeit wie ein Wolkenbruch auf Rom zu fallen.

Plinius und Cäsar schreiben mit andern von Elendsthieren und Auerochsen. Diese sind in Preusen und Pohlen, bis an die pohlnische Grenze haben sie sich nicht vor diesen stößigen Thieren zu fürchten. Der hercinische Wald reichte bis nach Jüttland und Dännemark, darum beschreibt ihn Plinius unendlich. In Deutschland waren noch die Wälder Bacenus, der cesische, gabredische, semanische, marcianische, lunische, sie erschreckten alle die Römer. Sehen Sie, wie es mit Deutschland um diese Zeiten aussah? Ich wünsche Ihnen eine zauberische Brille, mit der Sie bis nach Triest sehen könnten; wie wenig Wälder, wie wenig Heyde, aber viel Volk würden sie sehen! Bald ein mehreres. Bekehren Sich sich. Ich bin

der Ihrige.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Der Herr Bergrath Justi wird es mir vergeben, daß ich nicht in allen einig bin, was er von der Chimäre des Gleichgewichts von Europa schreibet. Ich halte ihn und seine Schriften hoch, und verehre seine Wissenschaften; und deswegen wird er als ein großer Gelehrter meine flüchtige Gedanken ohne Eifer lesen können. Der Herr Bergrath macht uns in der Vorrede Hoffnung zu einer Abhandlung de Ministrissimo oder Favoriten oder Günstlingen. Es ist dieses eine wichtige Schrift. Zwey Beyspiele, davon eines schöner als das andere ist, haben mich allezeit ergetzet, und ich halte sie werth allhier anzuführen. In dem ersten siehet man den Freund, in dem andern den Freund und den König. Und so war Alexander glücklich, weil seine Lieblinge wusten, daß der König sich nicht von dem Freunde unterdrücken ließ. Ich will die erste Geschichte erzehlen. Alexander hielt die Briefe der Olympias, weil sie mit allerley Vorwürfen vollgefüllt waren, sehr geheim. Er laß einen von diesen Briefen und Hephaestion trat, vermöge seiner großen Verbindung mit dem Monarchen, hinter ihn und laß mit. Eine tödtliche Kühnheit! Alexanders Brust beherrschte hier die zärtlichste Freundschaft. Er

sagte

sagte dem Favoriten kein böses Wort, sondern zog seinen Siegelring vom Finger, und setzte ihn dem Liebling, ohne ein Wort zu sagen, auf den Mund. Eine königliche Handlung!

Doch scheint mir diese noch größer zu seyn. Schon in den Zeiten, da Alexander nicht mehr der erste Alexander war, und da er seinen Zug nach Indien vornehmen wollte, waren seine zwey Lieblinge Craterus und Hephaestion unterschieden, in ihren Meynungen dem König zu gefallen. Der letztere lobte das Verfahren des Königs, und billigte, daß er sich manchmal persisch kleidete, da er der König der Perser war; und kleidete sich auch manchmal persisch. Der erstere im Gegentheil blieb beständig bey den Gewohnheiten seines Vaterlandes. Alexander liebte beyde. Ließ er denen Persern seinen Willen andeuten, so that es der Mund des Hephaestions; sollten die Griechen seine Befehle wissen, so war Craterus das Werkzeug, welches den Willen des Königs ihnen anzeigte. Mit einem Wort: Alexander liebte den Hephaestion, und verehrte den Craterus. Er war es überredet, und er sagte es auch öfters, das Hephaestion den Alexander, Craterus aber den König liebte.

Wie es mit denen Günstlingen ist; sie suchen das Reich allein, und so ergieng es unter diesen beyden. Sie fiengen sich an zu hassen; Ihre Eifersucht brachte sie aus den Schrancken der Enthaltung, und als sie in Indien standen, kam es unter ihnen so weit, daß sie von Worten nach den Degen griffen; Ihre Freunde nahmen Theil, ein

jeder nach seiner Neigung, und der Auflauf wurde groß. Alexander wurde dieser Streitigkeiten benachrichtiget, er lief hinzu, und zeigte wirklich die Größe seiner Seele. Er zeigte dem Hephaestion, so lieb als er ihn hatte, daß er unter Lieblingen keine thätliche und andere Streitigkeiten zu ertragen gewohnt wäre. Er ließ den Verdiensten des Craterus Gerechtigkeit wiederfahren. Er nennte den Hephaestion einen Hirnlosen, einen Verwegenen, Unbedachtsamen, er tadelte ihn und sagte ihm treuherzig, daß, wenn man ihm den Alexander raubte, er in der Welt nichts seyn würde. Er schonte den Craterus auch nicht. Er versöhnte sie, und nachdem sie sich den Versöhnungskuß geben müssen, so schwore er ihnen bey dem Jupiter Ammon und bey allen Göttern zu: Sie wären die beyden Männer, welche er auf der Welt am liebsten hätte, aber wenn er noch einmal erführe, daß sie sich wieder mit einander erzürnten, so wollte er sie alle beyde eigenhändig ermorden, oder wenigstens den, der den Anfang zu den Streitigkeiten gemacht hätte. Und von dieser Zeit an waren beyde Günstlinge ruhig.

Aber wie unglücklich sind andere Lieblinge gewesen! Ich will nur den Herrn von Cinq-Mars den Grafen von Greifenfeld, und den Graf von Essex berühren; und hundert ihres gleichen würden zu finden seyn. Wie viel unglückliche Günstlinge sind in der Welt gewesen, die es wahrhaft gut mit ihren Herrn gemeynt? Ist der Graf von Strafford unbekannt? Wenig Winterfelde sterben, welche königliche Thränen auf ihrem Grabe fliesen

fliesen sehen. Genug. Die Abhandlung von den Favoriten wird lesenswürdig seyn. Und ich wünsche dem Herrn Bergrath Zeit und Gesundheit, und mir das Vergnügen diese Schrift bald zu sehen.

Ich komme zu der Schrift selber. Der Herr Verfasser tadelt, und das mit Recht, die Wuth seines gleichen zu verwüsten. Er sagt: Die allerthörigste und verabscheuenswürdigste aller menschlichen Leidenschaften, der Religionshaß und Verfolgungsgeist hat sich sogar unter den schönen Kleide eines gottgefälligen Eifers beliebt zu machen gewußt; und die unselige Begierde, die Erde des Herrn zu verwüsten, und das menschliche Geschlecht äusserst elend und unglücklich zu machen, kurz, der unsinnige Trieb Krieg zu führen, hat sich hinter das schöne Lehrgebäude von der Wohlfahrt des Staats verstecket.

Die Menschen, wenn sie recht betrachtet werden, sind die Männer des Cadmus. So wie sie wurden, geriethen sie in Streit, und schlugen sich wieder tod. Wenn die Mordsucht sich mit der Larve der Gottseligkeit bedecket, so sind die Kriege grausam. Allein, ich gehe diese Erfahrung vorbey, und sage nur, wenn ein Staat einmal gebaut ist, so mag er noch so friedlich denken, die Wolfahrt des Staats wird es wirklich erfordern, Krieg zu führen. Wie Frankreich, der Kayser, der Pabst und ganz Italien, so zu sagen, die Venetianer anfiel, so glaub ich, war es kein unsinniger Trieb, Krieg zu führen, wenn sich diese vor-

treffliche und weise Republic in den ihr aufgedrungenen Krieg einließ. Denn sie führte Krieg, sich selbst zu erhalten. Wenn aber die Römer die von Meßina in Schutz nahmen, welche eben des Verbrechens schuldig waren, welches sie kurz vorher an ihren eigenen Bürgern zu Rhegium auf das schärfste gestraft hatten; so war es ein unsinniger Trieb Krieg zu führen. Aus diesen beyden Beyspielen zeiget es sich aber, daß Krieg zu führen nicht immer ungerecht, noch weniger alle Kriege aus dem Trieb Krieg zu führen, herzuleiten seyn werden.

Daß aber ein einziger Krieg Bemühungen, von, ich hätte bald gesaget, von Jahrhunderten, ich getraue es mir endlich noch zu behaupten, wenn es nöthig seyn sollte, vernichtiget, ist eine traurige Erfahrung unserer Zeiten. Königliche prächtige Gebäude, die frohe Zierde der Nachkommenschaft, sind vertilget, und ich werde meinen Leser hoffentlich nicht den Schlüssel dazu geben dürfen; ich bin daher völlig mit dem Herrn Verfasser einig, daß wenn es ein Staat Umgang haben kann, er innerlich und äusserlich den Frieden sorgfältig zu erhalten suche, dabey aber immer völlig gerüstet stehe, Feinde, wo sie sich herdrängen, wohl zu empfangen, und ihnen, wie wir die Beyspiele sehen, den Rückweg zeige.

Schön saget der Herr Verfasser, daß Herschsucht, Neid, Mißgunst, Rache wegen vereitelter Absichten, eingewurzelter Haß von denen vorhergehenden Kriegen, eingebildetes Interesse, und dergleichen, die mehresten Quellen des Krieges sind. Ich

gebe

gebe dieses zu; aber kann der friedfertige Staat eben den Haß, eben die Rache abwenden, und muß er nicht Krieg führen, um wieder Frieden zu erhalten? Muß auch ein Staat nicht zu den Waffen greifen, wenn ihm der andere offenbar schaden thut? Wird man jemals behaupten können, daß der Krieg Leopolds ungerecht war, da ihm Frankreich um ganz Spanien bringen wollte? Hier lag es bloß an der Behauptung des Rechts, und kein Haß oder andere Leidenschaft fochte die Flamme an, und verwüstete Europa vierzehn Jahr. Allein, kann man sagen, daß Leopold aus einer Ursache des Herrn Verfassers den Krieg angefangen habe? Die wahren Gerechtsame seines Hauses verpflichteten ihn dazu, und also sind die Kriege auf dieser Erde unvermeidlich.

Der Krieg entdecket erst am besten die Schwäche eines Staats. Diese Erfahrung zeiget sich in unsern Zeiten so deutlich als in den vergangenen Jahrhunderten. Der persische Staat war weit beträchtlicher als der macedonische. Dieser aber führte Männer in die Schlacht, wenn jener das Feld mit Weibern bedeckte. Allein in unsern Zeiten siehet man die Schwäche der Staaten und bemerket dennoch, daß sie Männer in das Feld führen. Wer löset mir diese Frage auf? England und Preusen im Gegentheil zeigen durch den Krieg eine kaum zu bezwingende Stärke, und folglich das Gegentheil.

Daß aber die verschmähte Liebe der Fulvia den großen und letzten Krieg zwischen den Antonius und August angeblasen, kann ich nicht glauben.

Das Epigramma des Martial ist artig, aber es ist eine große Frage: ob Glaphira Fulvia sey? Der ganze Caracter der Fulvia ist auch nirgends und besonders von Historienschreibern und bewährten Männern, als der Wollust ergeben, beschrieben worden. Cicero sagte schon: so wie Helena allein die Ursache des trojanischen Krieges gewesen, so wäre Antonius allein die Ursache des bürgerlichen. Die größten Unruhen zwischen diesen beyden Nebenbuhlern entstanden lange nach dem Tode der Fulvia. Plutarch beschreibet Fulvia als ein von Natur unruhiges, ehrgeiziges und leicht aufzubringendes Frauenzimmer. Es ist wahr, sie und der Bruder des Antonius Lucius griffen wirklich zu den Waffen, ja sie brachten es bey dem Antonius so weit, daß er sich aus den Armen der Cleopatra riß, und mit zweyhundert Seegeln nach Italien eilte. Hier hatte Fulvia ihren Entzweck erreichet; als sie aber zu Sycion starb, so war der ganze Krieg aus, und Antonius verband sich mit dem August stärker als jemals. Daß Fulvia ein sehr rachgierig Frauenzimmer gewesen, zeiget die Rache an dem Todtenkopf des Cicero; und Gemüther von ihrem Charakter haben nie die Liebe zu ihrer Haupteigenschaft. Es ist also das Zeugniß des Poeten, wo nicht anders auszulegen, dennoch als ein Gedicht anzusehen, weil der Krieg durch ihren Tod sogleich geendiget war. Svetonius würde eine solche Anecdote nicht vergessen haben; doch kann ich mich nicht erinnern, etwas von dieser Liebe bey ihm gelesen zu haben. Hier wird mir also der Herr Verfasser vergeben, wenn ich zweifelhaft bleibe.

Daß unterdessen ein paar Handschuhe die erste Ursache zu der Befriedigung von ganz Europa gewesen, ist merkwürdig, und ich überrede es mich, daß, wenn wir in die Cabinetter großer Herren sehen könnten, wir vielleicht mehr dergleichen entdecken würden. Und wer weiß, ob der Ursprung des itzigen erschrecklichen Krieges nicht ganz andere Ursachen, und vielleicht weit kleinere, als welche in den uns ertheilten Schriften bekannt werden, zum Grunde hat. Vielleicht ist die Begierde nach einer so weit entfernten Hoffnung, als die Hoffnung des Herzogs Michel, oder die Begierde ein Fürstenthum zu haben, und andere Nebenursachen schuld an dem ganzen Kriege. Doch, wie kann ein Unwissender Schlüsse machen? ich bin bald zu verwegen. Aber unsre Nachwelt wird von diesem Kriege ganz andere Nachrichten erhalten als wir, das weiß ich gewiß.

Der Herr Verfasser bildet sich wirklich einen ganz besondern Fall. Unsere Zeiten zeigen uns genug Prinzeßinnen auf dem Throne; allein ihre Minister sind Männer, und könnte man vielleicht an der Seite männlicher Monarchen eher Minister finden, die auf keinem Stuhle sitzen, in keinem Schuh gehen und kein Kleid tragen könnten, wenn nicht alles in Paris gemacht worden. Es könnte sich also in der Möglichkeit wohl in unsern Tagen zutragen, daß Geschenke von Paris Folgen für Europa hätten, ohne daß der Minister an der Toilette sitzen dürfte; daß der Minister fast jederzeit, wo nicht von dem Secretair regieret, dennoch dessen besondern Cabalen wieder unterworfen ist,

kann einer, der Höfe kennet, sehr wohl glauben. Ich erinnere mich eines Einfalls, den ich nicht vorbey lassen will. Es glückte einem jungen Edelmanne, seinen Freund, einen Candidaten der Gottesgelahrtheit, durch seine Fürsprache bey Hofe einen Dienst auf dem Lande zuwege zu bringen. Dieser Mann fiel in den gewöhnlichen Fehler der Herren Geistlichen. Er wollte in seiner Nachbarschaft einen noch bessern und einträglichern Dienst haben. Er glaubte, an den jungen Edelmann schreiben, und den Dienst haben, wäre einerley. Er schrieb; der junge Edelmann kannte den Hof besser, und wunderte sich überhaupt über die Habbegierde des kaum in das Amt gekommenen Predigers. Er antwortete ihm ganz kurz: itzo stünde es nicht in seinem Vermögen, ihm in seinem Begehren behülflich zu seyn; er möchte sich an des Prinzen Leibkutscher wenden. Die Feinigkeit dieser Antwort überlasse ich den Lesern. Unterdessen giebt es viele unverschämte Solicitanten, die den spashaften Rath angenommen hätten, und wer weiß, was geschehen wäre.

Der Herr Verfasser spricht den Staatsleuten, nachdem er die falschen und betrüglichen Meynungen des Agesilaus und des Aristides sehr weitläuftig aus einander gesetzt, ein hartes Urtheil, wenn er sagt: **Es giebt so wenig Aristides in der Welt, als wenig es Staatsleute giebet, die den wahren Nutzen des Landes, in welchem sie dienen, einsehen, zumal wenn es darauf ankommt, die wahre Wohlfahrt des Staats außer der Hülle der Leidenschaften zu betrachten.**

trachten. Ueber diese Wahrheiten mich weitläuftig einzulassen, und die Gerechtigkeit der Gedanken des Herrn Verfassers näher zu behaupten, ist mein Zweck eben nicht. Er mag sein Urtheil beweisen, wenn die Staatsleute den Beweis fordern. Unterdessen habe ich in der Welt gefunden, daß sie die Schriftsteller schreiben und die Gelehrten lesen lassen; übrigens aber, ohngeachtet alles, was dagegen geschrieben wird, den Staat nach ihrem Gutdünken regieren. Wer kann es auch wissen, warum ein Staatsmann einen Unwissenden, einen Böswicht oder einen Narren tüchtiger zu einem großen und einträglichen Dienste hält, als einen gelehrten, frommen und patriotischen Mann. So wenig wir über die Triebfedern der Cabinetter urtheilen können, so wenig können wir die Handlungen der Staatsleute durchschauen. Sie verehren und schweigen ist unsre Pflicht. Ich bin

der Ihrige.

Vierter Brief.

Mein Herr!

Sie wollen meine Meynung wissen von dem Satze: ob es gut sey, daß in einem Lande die Fremden nicht allein beschützet, sondern wenn sie Verdienste haben, auch belohnt werden? Ich bin immer altväterisch gesinnt, wie können sie also glauben, daß ich einen so verderblichen Satz bejahen sollte. Ich weiß es wohl, Sie glauben alle Weisheit zu besitzen, wenn Sie bald aus den Engländern, bald aus den Franzosen etwas, besonders etwas, was den Landbau angehet, lesen und geschwind zu der Probe bringen können. Wenn es an ihnen gelegen hätte, so hätten wir schon Maler, Porcellainmacher, Tapetenwirker; und die Felder, wo itzo die Biene auf der Heyde ihren schönsten Honig holet, wären entweder mit Maulbeerbäumen, jungen Eicheln und Aeckern, welche nach du Hamels Erfindung gepflügt worden, besetzt. Der arme Landmann würde keinen Meht trinken und Honig essen, noch weniger die fleisige Biene ihre Nahrung suchen können. Sehen Sie schon einen offenbaren Schaden, wenn Fremde in einem Lande gelitten werden, welches in seinen Gebräuchen glücklich in sich selber, und nicht durch die Hülfe anderer, leben will? Ich werde aber meine Betrachtungen weiter ausdehnen,

nen, und Ihnen zeigen, wie ungemein schädlich die Aufnahme der Fremden nicht allein allen Völkern gewesen, sondern auch, daß sie allezeit Sitten, Gottesfurcht und den alten Glauben vertrieben. Und ist der alte Glaube nicht der beste? So ketzerisch werden sie doch nicht geworden seyn, daß Sie diese Wahrheit nicht werden gelten lassen. Ich will aber meine Erweise in zwey Theilen fortführen. Erst will ich Ihnen zeigen, wie schädlich allezeit die Fremden einem gesegneten Lande gewesen sind. Die Juden brachten die Viehzucht nach Egypten, sie nahmen aber die Künste und Wissenschaften davor, bey ihrem wunderwürdigen Abzuge, wieder mit in das Land Canaan. Die Egypter und Phrygier und andere Asiaten, giengen nach Griechenland und Italien, wurden dadurch die natürlichen Einwohner glücklicher? das werden Sie mir nie beweisen können. Unter der Regierung des Saturnus und Faunus war in Italien die güldene Zeit; als aber Aeneas und andere Fremde diese glückliche Ufer berührten, wurden die sittsamen, frommen und vergnüglichen Einwohner, Sclaven der Fremden, welche sie durch ihre mehrere Erfahrung in der Kriegskunst unterdrückten und unter das Joch brachten. Die armen Böotier mußten mit Zwang klüger werden, als sie seyn wollten, und von Cadmus neue Buchstaben annehmen, ohne welche sie doch Jahrhundete, gerechter, vielleicht glücklicher gelebt hatten. Theseus lernte in Argos allerley neue Bauarten, und prächtige Aufzüge. Er glaubte, Athen würde vermuthlich nicht auf der Stelle bleiben,

ben, wenn er seine Weisheit der Fremden nicht auf ihren öffentlichen Plätzen, Tempeln und politischen Satzungen anbrächte. Die alten Athenienser belohnten ihn so, wie ich jeden Neuling belohnen würde, sie jagten ihn weg; Und das war recht.

Wer war glücklicher, als die alten Perser, bis der Länder begierige Cyrus erschien? bis auf des Cambyses seinen Vater, waren die persischen Könige Väter, und zugleich die höchsten Priester ihrer Völker, wie Melchisedech König und Priester über Salem war. Persien war glücklich, weil es von keinen Fremden wußte. Aber die unglückselige Heyrath mit der medischen Mandane, war der eigentliche Verderb des wahren persischen Reichs. Cyrus sah in Eckbatana Pracht, Verschwendung und Stolz. Er eroberte den größten Theil von Asien, und da ihm Medien selbst unterthänig wurde, erhielt er auch alle Laster der Medier, Babylonier und Assyrier. Er ließ sich anbeten, welches in Persien nie im Gebrauch gewesen war, und welches auch nur ein verdorbenes Volk thun kann. Cyrus beherrschte viele und große Länder, und er befahl nur Sclaven; und in seiner dritten Nachfolge zeigte es sich schon, daß die Perser Weiber geworden waren. Darius Hystaspes mußte vor den Scythen und Griechen fliehen; diese stritten als freye Leute für das Vaterland, die Perser als Sclaven für ihren König. Die medische Weichlichkeit hatte die persische kriegerische Rauhigkeit vertrieben.

Was that Alcibiades der wollüstige Athenienser nicht? Seit den Zeiten des ernsthaften Lycurgs war nicht eine einzige Sitte in Lacedemon übertreten worden. Aber, kaum war dieser fremde Schmeichler zu diesen ernsthaften Bürgern gekommen, so verderbte er die Sitten, und die Königin machte sich kein Gewissen galant zu werden.

So wie Cyrus die glücklichen Provinzen von Persien verdarb, eben so verdarb Alexander die streitbaren Griechen. Anstatt, daß er die Thracier und angrenzenden Germanier, die keine andere Furcht hatten, als daß der Himmel einfallen möchte, bekriegen und zu bezwingen suchen sollte, veränderte er den Schauplatz. Er gieng mit seinem kriegerischen Heere nach Asien über, und wenn ihm hunderttausend Feinde entgegen kamen, so schlug er sie, wie Friederich die Feinde von Osten und Westen schlug. Er ward ein Thor, und zündete Persepolis, die Sonne der Welt, an, und bezwang als ein Tyrann, die Sacier, Bactrier und Indier, deren Gesandschaft Cyrus nur gesehen und bewundert hatte. Er vergaß den sittlichen Ernst der Griechen, er zog als ein Jäger und als ein Narr wieder nach Babylon, und starb wie ein Tyrann. Die fremden Sitten und Gebräuche hatten seinen Phalanx, seine liebe Wache, so weibisch, wie die Perser gemacht, und der große Eumenes mußte unschuldig ihrer Zagheit und Verrätherey wegen einen Tod leiden, den sein Feind Antigonus großmüthig beweinte. Haben die Griechen nun von den Fremden bessere Sitten,

mehrere Tapferkeit, größere Tugenden, empfindlichere Seelen erlanget? War außer dem Philopomen und den Araten eine freye Seele in Griechenland? Schmeichler, Beutelschneider, Comödianten, Evnuchen, liefen auf einen Markt herum, wo sonst Socrates den Alcibiades lehrte, und Miltiades seinen Ruhm gemahlt sahe; Phocion war noch der redliche Mann, aber die Fesseln erwarteten auch seiner; denn redlich in Athen seyn, war eine Sünde wider den Staat.

Carthago hatte in Africa ein großes Reich errichtet, und die Macht ihrer Väter der Tyrer weit übertroffen. Der Triton sah keine Schiffe auf den Ocean, welche nicht diesen kriegerischen Kaufleuten noch mehr Reichthum zubrachten, und öffters wurde Neptunus zweifelhaft, ob er sein fürchterliches Vos ego aussprechen durfte. Diese Königin der See vergaß ihre Macht, um sich selber zu erhalten, und vertraute den Fremden an ihre Gerechtsame im Kriege zu behaupten. Allein dieser Grundsatz einer falschen Staatskunst war der Grund ihres Unterganges; denn welcher Fremder streitet mit dem Muth, als der Weib und Kind und Vaterland vertheidiget? In welche Gefahr stürzte sich diese unvorsichtige Republic, als sie den fremden Kriegern nichts zu schaffen geben konnten? Der Krieg mit den Fremden war der erste Stoß ihrer Macht. Die um sie liegenden eifersüchtigen africanischen Nationen bemerkten ihre Schwäche, und Rom erhob das stolze Haupt, und fühlte seine innerliche Stärke mehr als jemals, es schmeckte schon den Triumph der

Scipio-

Scipionen der künftigen Zeiten. Sehen Sie, mein Herr, ein unglückliches Volk, und warum? Weil es seine Stärke in dem Dienste fremder Nationen zu haben glaubte.

Wir wollen nun die Königin des Erdbodens betrachten. Der Untergang Roms ist allein durch Fremde bewirket worden. Sie hat die Vorsicht gebraucht ein Reich zu zertrümmern, von dem ein Bürger die Welt zittern hieß, und ein Bürgermädgen es übel aufnahm, wenn man sie von der Liebe eines Prinzen unterhalten wollte.

Dieses Reich, diese Stadt, die Königin der Welt, welche Könige anbeteten, gieng unter, so bald sie Griechenland und Asien sich unterworfen hatte. Ihre Sieger brachten, mit den Schätzen der entferntesten Völker, auch alle Laster und üble Gewohnheiten derselben mit. Als in Rom noch keine Frau wußte, daß ihr Mann einen übelriechenden Othem hatte; als der, welcher das Vaterland beschirmen und retten sollte, eben sein väterliches Feld gepflüget, und sich selbst zur Mahlzeit Rieben briet, nach dem er satt war, die Macht der Obrigkeit und die Führung des Heers übernahm; als noch der Verräther von dem Feinde an den Feind, ohne den Verrath zu nutzen, übergeben wurde; Als noch der stolzeste Mann, der siegende Feind, der Mutter gehorsam war, und lieber dem Tod entgegen gieng, als, da sie bath, Rom zerstörte; als Regulus noch der grausamste der Völker mit Redlichkeit trotzte: da herrschte Rom, und große Geister waren gemeiner als Bösewichter.

Aber, du Verzagter! du erster asiatischer Sclav von Rom! blödsinniger Attalus! du warst Rom gefährlicher, als Hannibal mit seiner gebrauchten Klugheit und unversönlichen Haß. Deine Schätze ließen ein Gift über die Einwohner Latiens, und sie stürzten einen Bau unvermerkt darnieder, den die Vorsicht nie wieder zu einer Geisel der Menschlichkeit wird entstehen heissen. Durch die Asiaten lernten die Römer schwelgen und verschwenden. Von den weichlichen Griechen lernten sie die Schmeicheley, die Moden, und alle Possen der Taschenspieler. Der Ehrgeiz der reichen Bürger warf endlich die freye Verfassung des Staats über einen Haufen, und Augustus fesselte die freyesten Bürger. Seine Nachkommen waren Tyrannen, Saytenspieler, Gaukler und Narren. Sie verachteten die närrischen Griechen und die feig gewordenen Römer, und ihnen gefiel die Tapferkeit der Deutschen. Diese wurden zu einer Zeit nach Rom berufen, als der Staat wankte. Kein Wunder! wenn sie das thaten, was jemals alle Fremde gethan haben. Sie schmissen Roms Verfassung über einen Haufen, und die Beherrscherin der Welt wurde eine Sclavin derer Nationen, die sie mit dem Titel Barbaren beehrte.

So viel wir von Norden wissen, lebten die Völker ruhig und nach alter Sitte. Es sey, daß der jüngere Odin, in Asien Pracht und Stolz kennen lernen; Genug, er kam als ein Fremder in unsere nordische Gegend. Er veränderte die natürliche Einfalt und den einförmigen Gottes-

dienst

dienst unserer gesegneten Vorfahren. Er lehrte sie tapfer seyn, weil er vermuthlich Rom, wenigstens durch seine Nachkommen, wie es auch geschehen, zerstören wollte. Alle Schriftsteller kommen dennoch darinn überein, daß er, als ein Fremder, die Sitten der Länder geändert, und auch sein Beyspiel lehret, wie gefährlich es sey, Fremde in ein Land auf und anzunehmen.

Wie ergieng es den treuherzigen Britaniern? die Römer hatten sie bezwungen, als sie sich aber selber nicht schützen konnten, überliesen sie diese arme Einwohner der Barbarey der Picten. Ihre Tapferkeit war verlohren, und ihr Schutz sollten Fremde seyn. Die Angelsachsen kamen, aber so, wie sie an der Insul landeten, so hatten sie auch das Vorhaben gefaßt, sich der Insul zu bemeistern. Die armen Einwohner Britaniens veränderten also nur den Herrn, und die Fremden waren ihre Herrn. Können Sie, mein Herr, nun sehen, daß ein Volk glücklich gewesen, welches Fremde in seinen Schooß erhalten hat? Ich nicht.

Deutschland, das freye Deutschland zerstörte die Verwüsterinn des Erdbodens, und frohlockte auf den Trümmern ihres Trohnes. Carl setzte seinen Siegen keine Grenzen, aber Deutschland war noch glücklich. Die nordischen Völker liebten ihre Brüder, und machten sich nur auf den französischen Küsten fürchterlich. Allein Arnulph, der Stiefvater seiner Kinder, rief grimmige Fremde aus dem Osten. Er wieß den blutgierigen Hunnen den Weg, die reichen Felder Deutschlands

anzufallen. O, welchen Verwüstungen eröffnete dieser Monarch den Weg! Deutschland schwamm vom Blut, und es mußte ein Heinrich aus den nördlichen Deutschland, aus dem Stamme der Wittekinden kommen, das arme, das in Blut schwimmende Vaterland zu erretten. Auch unsere Zeiten sehen Fremde von Westen und Osten. Ihr und unser Schicksal falle zum Besten aus.

Nun, mein Herr, werden Sie überzeugt seyn, daß kein einziges Volk glücklich gewesen, so bald es Fremde in seinem Schooße ernähret. Künftig noch mehr Beweise. Ich bin

Der Ihrige.

Fünfter Brief.

Mein werther Herr!

Aber, ich bitte Sie, auf welche Anschläge fallen Sie? Ein Mann, der einen lebhaften Verstand, eine gute Erziehung, gewisser maßen Welterfahrung hat, fället auf einen Anschlag glücklich zu werden, der eben ein Anschlag ist, ihn unglücklich zu machen! Sie, mein Herr! dessen Wangen die Blüthe der Jugend zeigen, dessen gute Aufführung, Fleiß und untadelhafte Lebensart, eine glückliche Zukunft hoffen können! O wie weit haben Sie sich gegen die Vorsicht vergangen! Ich kann Ihnen recht böse seyn, wenn ich nicht von ihren übrigen Verdiensten so sehr eingenommen wäre. Wenn ich nicht ihr wahrer Freund, oder ein Mann wäre, der den leidigen Reichthum vor allen möglichen Gütern hochschätzte; so würde ich vielleicht ihren süßen Traum annehmen und zu befördern suchen. Wie werden Sie nun die Stirn runzeln, daß ich Ihnen nicht recht gebe. Thun Sie es. Aber wissen Sie auch, daß ich frey reden will. Bedenken Sie doch ihren besondern Anschlag selber. Ein blutjunger Mensch, ein Mensch von Verdiensten, will auf einmal sich verheyrathen? Und warum? weil er bey den itzigen Umständen seine Ausgaben nicht nach seinen Ehrgeiz einrichten kann. Sie wollen

folglich reich heyrathen. Das ist also Ihr Entzweck. Sagen Sie mir aber erst Ihre Begriffe vom Heyrathen. Ist es ein Pferdekauf eine Frau zu nehmen, oder ist es eine Sache, welche, wo nicht unser ewiges, doch allezeit unser zeitliches Wohl betrift? Bedenken Sie, mein Herr! welchen Schritt Sie thun wollen: und wie übereilend würde dieser Schritt nicht seyn, wenn sich itzo zu ihrem Unglück eine Gelegenheit fände, ihrer Meynung nach, glücklich zu werden. Ehe ich ihre ehrgeizige Begierde widerlege, muß ich auf einen allgemeinen Landesfehler kommen. Sie wissen, ich bin ein Ausländer, und Sie können es glauben, daß ich das Glück gehabt habe, an Höfen erzogen zu werden, die Europa Kayserin und Königinnen geschenkt haben; aber Sie können mir auch zutrauen, daß ich nie Meynungen gehört habe, welche der Menschlichkeit, in Absicht des Heyrathens so sehr zuwider sind, als in den hiesigen Provinzen, in ihrem Vaterland. Alle, ich kann nicht sagen die meisten, Ehen werden bloß aus Absichten geschlossen. Ich will es Ihnen mit Beyspielen beweisen. Welche Ehe kann aber glücklich seyn, die keine Liebe zum Grunde hat? Ich kann es nicht begreifen, und das Wort Zärtlichkeit ist ein non sens, wenn die Ehe ohne dieselbe bestehen kann. Ich soll Ihnen Beyspiele anführen. Sie können glauben, daß ich mich in eine andere Welt und nicht in ihr Vaterland versetze. Denken Sie nach, wenn ich Ihnen eine Geschichte aus Balsora erzehle. In diesen zweyten Tyrus lebte ein junger liebenswürdiger Mensch, er nannte

sich

sich Iben Nurby, und hatte ein schönes Vermögen. Nach der Weise der Asiater wollte er einmal den heiligen Tempel zu Macca besuchen. Ehe er zu diesen Alter gelangte, um die Reise zu unternehmen, liebte er die liebreizende Selima. Selima war in der Blüthe ihrer Jahre, unschuldig wie eine Taube, und von allen Jünglingen der Stadt angebetet. Iben Nurby versprach ihr heilig, so bald er seine andächtige Reise vollendet hätte, ihre Verbindungen durch die Gebete eines Imans unauflößlich zu machen. Iben Nurby reißte weg von Balsora, und die zärtliche Selima begleitete ihn mit Thränen und Wünschen vor sein Wohlseyn. Daß ich Sie nicht ungedultig mache, so will ich kurz seyn. Iben Nurby kam wieder in die Stadt seiner Geburt. Er fand Selima in den Armen eines andern. Er beklagte sein Unglück und verfluchte die Untreu der Selima. Eigennützige Anverwandte nutzten die aufsteigenden Leidenschaften des Iben Nurby, sie mahlten ihm die Untreue der Selima auf der schwärzesten Seite vor. Sie liessen die ihm lang zugedachte Amine seinen Augen entgegen treten. Amine schmeichelte, und Iben Nurby ergab sich in der Verzweiflung einer Liebe, welche bald das Gebet eines Imans unauflößlich machte. Iben Nurby ist nun vermählet, und Amine wird glücklich geschätzet, weil Iben Nurby schöne Güter auf der arabischen Küste besitzt. Aber Selima ist wieder frey, der Tod hat ihr den entrissen, welchen sie sich wegen des Geizes ihrer Aeltern hat

in die Arme werfen müssen. Iben Nurby muß Amine lieben, und Selima saget sein Hertz. Ist nun Amine, Selima, und Iben Nurby glücklich? Ihre Bündnisse hat der Eigennutz geschlossen, und das Herz ist davon leer gewesen.

Würden Sie glücklich seyn, wenn ein schönes Frauenzimmer Ihnen, mein Herr! die Hand bieten wollte, und sie kennten nicht ihr Herz, ihre Sitten, ihre Gesinnungen, ihre Art zu denken? Sie wollten sich ihr bloß in die Arme werfen, weil sie schön, und weil sie reich wäre? Wissen Sie im voraus, daß sie mit ihrer Schönheit ein zärtliches, und mit ihrem Reichthume ein tugendsames Herz verbunden hätte? Ich will Ihnen noch mit zwey Beyspielen die Gefahr zeigen, in welche Sie sich stürzen könnten. Dieses habe ich eben in einem an sich schlechten Buche gelesen; weil es sich aber zu unsrer Materie vortrefflich schicket, so überschreibe ich es Ihnen mit. Saintois heißt mein Held. Er besaß nicht dasjenige, was man eine hohe Geburt nennet, aber wohl das edelmüthigste Herz. Sein Vater war ein mittelmäßig reicher Kaufmann, und die beste Erziehung war der Erbtheil des edelmüthigen Jünglings. Saintois liebte den Ruhm in den geringsten Sachen. Er war tapfer, beredt, geschickt, hurtig, stark und von dem trefflichsten Ansehen. Er spielte verschiedene Instrumente, verstand den Degen, und saß wohl zu Pferde. Er war leutselig, ein Feind des Hochmuths und der Prahlerey, und bis zur Ausschweifung gutherzig; die Großmuth war stets bey ihm mit

dem Mitleiden vermischt, und er suchte nie die Gefahr, aber er trotzte sie, wenn sie da war. Saintois leistete jedermann so emsig Dienste, als wenn diese allgemeine Pflicht seine einzige Pflicht wäre. Die Gütigkeit war das Kennzeichen seines vortrefflichen Herzens, und die Aufrichtigkeit das Merkmal seiner Handlungen. Selbst der Neid, der nichts lieber als den Ruhm, der erkannt wird, verfolget, wußte nicht, wo er ihn angreifen sollte.

Saintois gefiel bey so außerordentlichen Verdiensten auch dem schönen Geschlechte; allein auch die Schönsten gefielen ihm nicht. Er betrachtete ihre Fehler, und er fand sie gemeiniglich. Er entfloh der Liebe nicht, aber er verkettete sich mit einem Frauenzimmer, die von solchen Eigenschaften war, daß ihn die Erfahrung lehrte, daß es kaum möglich, daß eine Schöne immer liebenswürdig bliebe.

Dieses Frauenzimmer war dem Leibe nach die vollkommenste Schönheit, und der Wahrscheinlichkeit nach war sie eben so schön an der Seele. Saintois besuchte dieses vortreffliche Frauenzimmer auf das fleißigste. Alle seine Aufmerksamkeit entdeckte ihm nicht das geringste, weder in ihren Worten noch in ihren Handlungen, welches er nicht geistig, venünftig und edelmüthig gefunden hätte. Ihre Gemüthsart war einerley, beständig, lustig, freundlich, gütig und angenehm. Sie spielte ohne Ungedult, ihre Bediente schienen ihre Kinder, und die Einsamkeit in der Gesellschaft des

Saintois schien sie allein glücklich zu machen. Sie schien nicht vorwitzig nach eitlem Schmuck, sie war schamhaftig und zärtlich, und Saintois glaubte eine Frau gefunden zu haben, welche ewig lieben könnte. Und würden Sie anders glauben, wenn ihr Glücksstern Ihnen eben so günstig wäre? Er verknüpfte sein Schicksal mit dem ihrigen, und nach drey Monaten war der ganze Schauplatz geändert. Der edelmüthigste Mann, der andre Grandison, hatte eine Furie statt einer Geliebten, und keine Thorheit der Eifersucht war so groß, welche er von seiner so sittsamen Schöne, nicht auszustehen hatte. Wuth, Schmähsucht und Thorheit wechselten beständig ab, sie verhärteten den edelmüthigen Mann, und er ließ seinen Verdruß merken. Es verstellte sich die Schöne wieder in einen Engel des Lichts. Ihre Schmeicheleyen besänftigten wieder das gute Herz des großen Mannes. Aber wie bald fiel der gute Vorsatz, dem Manne allein zu gefallen, weg. Aus der tugendsamsten Schönen wurde die unerträglichste Liebhaberinn. Sie bemühte sich jedermann zu gefallen, und die freyesten Gespräche, die unverschämtesten Mienen, die reizenden Gebärden, waren die Diener ihrer Neigungen. Sie verlor sich selbst in der Wollust, und Saintois liebte seine Freyheit zu sehr, als einer Undankbaren gefällig zu seyn; er trennete sich auf ewig von ihr, und lebte frey, wie vorhin.

Sehen Sie, mein Herr! wieder ein Beyspiel einer unglücklichen Verbindung. Ich will

Ihnen noch eine erzählen, und alsdenn denken Sie nach, in welch einen gefährlichen Wirbel Sie sich stürzen wollen. Nein, mein Herr! sich durch Heyrathen glücklich zu machen, ist selten. Bleibet auch der äußerliche Glanz, so ist das Innere des Hauses vielleicht desto trauriger. Hören Sie mir zu. Valmir war ein Mann, der sich aus dem untersten Stande des Pöbels bis an den Mittelstand der Städter geschwungen hatte, er war glücklich, weil er an Adelgunden, seiner Frau, die liebenswürdigste Hälfte hatte. Wenn er seinen Geschäfften nachgieng, so dachte sie an nichts, als an alles, was ihm bey seiner Heimkunft angenehm seyn konnte; wenn er etwas länger, als gewöhnlich, ausblieb, war sie besorgt, und wenn sie ihn von weiten sah, so hüpfte ihr Herz, sie eröffte die Thür, ihr sanfter Arm umschlang den geliebten Gatten, und der Wink seiner Augen, ein verlangender Gedanke, eine Rede, hieß sie alles thun, was ihm gefällig seyn konnte. War Valmir nicht der glücklichste Mann? Sein Verdienst nährte ihn reichlich, er hatte die schönste Seele in seinen Armen, er wurde geehrt, hatte Freunde, und wurde hochgeachtet. Allein, ein rasender Ehrgeiz hatte sich seiner Brust bemächtiget. Adelgunde war von einem geringen Stande. Valmir glaubte, er könne nicht glücklich seyn, wenn er sich nicht mit einem Frauenzimmer höhern Standes verbunden sähe. Oft ist das Schicksal dem Menschen, um seine Thorheit zu strafen, günstig. Valmir erfuhr diese Wahrheit. Adelgunde gieng

zu

zu ihren Müttern, und befreyte den Ehrgeizigen, sein Verlangen auszuführen. Valmir verband sich mit einer vornehmern Schönen. Der erste Schritt, den er thun mußte, war, sein ganzes Vermögen gegen ihr kleines an sie zu vermachen, und seine arme Anverwandten in dem Elend zu lassen, in welches sie eine unverschuldete Armuth versetzt hatte. Seine arme und von Allmosen lebende Mutter durfte kaum in das Haus ihres Sohnes kommen, und meistentheils wurde ihr Essen in der Küche gegeben, und höflich und halb mit Gewalt aus dem Hause gebracht. Die erhitzte Mutter fluchte der Schwäche des Valmirs und der Unbarmherzigkeit ihrer Schwiegertochter. Unterdessen geschah alles dieses, und Valmirs Ehrgeiz war vergnügt. War er unglücklich? Er, der eine vornehmere Schöne in seinen Armen hatte, als Adelgunde gewesen war? Wenn es ein Glück ist, bey Drachen, Schlangen und Ottern zu wohnen, so war Valmir glücklich. Statt daß Adelgunde das mit dem besten Herzen hertrug, was Valmir wohl schmecken konnte, so verschloß diese vornehme Geizige was gut war, bis es verdorben nicht einmal das Vieh sättigte. Valmir hatte allen Verdruß des Geizes, der Eifersicht und der Thorheit einer unklugen Schönen, täglich auszustehen, und kein Tag gieng vorbey, an dem er sich wenigstens nicht einmal ärgern mußte. Valmir lebte unvergnügt, er freute sich, wenn er aus seiner Wohnung gieng, und ächzte, wenn er seine Hausthür eröffnen wollte. Er verweinte seine

Tage

Tage und starb plötzlich mit der Ehre, eine reiche Frau hinterlassen zu haben.

Sehen Sie, mein lieber junger Herr! durch diese drey Beyspiele, wie vorsichtig man wählen muß, eine Frau zu erlangen, welche man ewig lieben kann. Ich könnte Ihnen ein Ihnen sehr nah angehendes Frauenzimmer nennen, welche diese Gaben bis in ihr Alter behalten, aber wie wenige Mannspersonen sind geneigt zärtlich zu bleiben, und wie wenig Frauenzimmer suchet das Herz des Mannes zu behalten! Eigensinn, Thorheit, Putz, Verschwendung sind die Göttinnen, welche an den Nachtischen den Vorsitz haben. Kann der arme Mann nicht allen diesen Leidenschaften ein völliges Genüge leisten, so muß er es sich gefallen lassen, saure Gesichter und zornige Blicke zu sehen. Ein verdrießlicher Blick einer Frau, die ich wahrhaftig liebe, dringet durch Mark und Bein. Die Selbsterhaltung ist meine Sorge, und vielleicht geht meine Schöne eben den andern Weg. Die Liebe schenket Pflanzen der Liebe. Hier theilet sich das Vaterherz, uud das Wohl dieser Bürger der Erde lieget ihm ob. Das Vermögen ist aber kaum da, sich selbst zu erhalten. Die guten Tage sind verflossen, die Wollust ist gesättiget, und die Anlage meines Glücks verschwendet. Können Sie sich eine glückliche Ehe im Alter mit ihrer freygebigen Schöne vorstellen? Mit nichten. Mein Herr! ich rathe es Ihnen also, entweder verlassen Sie ihre Grille, durch eine reiche

che Heyrath ihre itzigen kleinen Umstände zu verbessern, oder heyrathen Sie so, daß Sie ein vollkommenes Herz erhalten. Ich kenne viel Frauenzimmer, und habe in meiner Welterfahrung noch viel mehrere kennen lernen. Ob es schon scheinet, daß ich auf wenig Achtung gebe, so gebe ich vielleicht auf sittliche Umstände dieses irdischen Lebens mehr Achtung, als Sie glauben. Ich will Ihnen sagen, was ich am meisten gefunden habe, besonders in unsern Jahren: die thörichsten Ehen!

Geld und Habsucht verbindet die Herzen, und Arcimbold ist in seine schiefe Frau verliebet wie eine Meerkatze. Fragen Sie, warum? Ich kann es Ihnen sagen: sie hat zehn tausend Thaler. Ginseng hat seine alte Frau genommen, weil sie Geld hatte, und lebet unglückseliger, als der einsamste Exquimaux an der Spitze des Nordpols. Belidor hat geheyrathet, und die Frau Mama, die größte Plaudertasche in der ganzen Stadt, hat die vortreffliche Ehe geschlossen. Belidor liebet wie ein Schmetterling, und Amelia kann zu Hause weinen, wenn er sich an den Lippen jüngerer Sirenen ergötzet. Sehen Sie, die vortrefflichsten Ehen!

Vergessen Sie nur, mein werther Herr! das Heyrathen, um eine freygebige Schönen zu erhaschen. Aber treffen Sie die Schöne an, die mit einem zierlichen Cörper eine gütige Seele besitzet; die lauter Liebe, lauter Zärtlichkeit und lauter Treue ist; die Ihnen ihr ganzes Herz schenket, welche

ihre Bemühungen, ihre Neigungen und ihre Liebe mit einer gleichen Redlichkeit annimmt; die ihrem Kuß entgegen gehet, und nur denn vergnügt ist, wenn sie glücklich sind; welche den Ehrgeiz nicht kennet und die Thorheit der Narren verlachen kann, und an ihrer Brust ihre letzten Wünsche um ihr Wohl aushauchet: alsdenn heyrathen Sie, begieriger Freyer! Aber bedenken Sie, daß unsre Welt ein besonderes Beyspiel des Widerspruchs ist; und denken stets daran, daß ein weißer Rabe ein seltener Vogel sey. Ich bin

der Ihrige.

Sechster Brief.

Freund!

Sie werden mit mir einig seyn, daß, wenn eine junge Mannsperson nicht in ihren angehenden Jahren ein wenig unter Freunde kömmt, ihre Lebensart jederzeit steif bleiben wird. Ich will Ihnen heute eines Junkers Geschichte mittheilen, welche mir neulich ein guter Freund, so wie er sie ihm in seinem Alter erzählet hat, zugeschickt. Mein Freund hat sie bloß nach seinen Gedanken aufgesetzt, und ich liefere sie Ihnen eben so ungekünstelt wieder. Aus welchen Landen mein Junker gewesen, werde ich Ihnen nicht sagen. Genug, er war aus einer Provinz, in welcher die Leute reich sind, wohl leben und gutes Bier haben. Nun können Sie ihre Neugierigkeit stillen. Hier haben Sie die

Geschichte eines Junkers.

Reisen geben in der That jungen Leuten erstlich das artige Ansehen, welches die itzige galante Welt von denselben fordert. Ich will meine Geschichte zum Nutzen meiner Landesleute erzählen, welche so ungerne über vier Meilen von ihren Gütern weggehen, und denen kein Ochsenfleisch schmeckt, als was sie selbst gezogen haben. Ich rathe

rathe allen reichen Aeltern, und selbst reichen Kaufleuten, und allen, welche nur das Glück einigermaßen beseliget, daß sie ihre Kinder etwas lernen lassen, sie bey zunehmenden Jahren ein wenig aus ihrer Provinz entfernen, und sie, doch mit einem klugen und redlichen Hofmeister, unter Fremde schicken. Der Hofmeister muß kein Sauertopf, aber auch kein allzugütiger Bemerker der Fehler seiner Untergebenen seyn. In vier bis fünf Jahren, welche ich auf Reisen zugebracht, habe ich unter der Anführung eines vortrefflichen Mannes in kurzer Zeit die eignen Sitten meines noch ziemlich rauhen Vaterlandes, und die viel sanftern der südlichern Provinzen Europens kennen lernen. Ich habe Zeit gehabt, eine edle Art zu leben anzunehmen, und mich selbst unter artigen Gesellschaften ordentlich aufzuführen.

Meine ganze Familie wohnte auf dem Lande, und die einzige Stadt A = = hatte ich bis in mein siebenzehntes Jahr gesehen. Mein Vater merkte wohl, der Hofmeister möchte so geschickt und fleißig seyn, als er wollte, so würde ich dennoch wenig weder in Wissenschaften noch in Leibesübungen vor mich bringen. Die Jagd, die Felder zu bereiten, und andere Haushaltungsnothwendigkeiten schienen mir schon wichtiger, als den Cäsar zu lesen, der so lange vor mir gelebt hatte. Den ganzen Abend bey einem reichen Pachter, bey einem guten Glase H = = = Bier, und zum Abschied einen Stoß Franz zuzubringen, schien mir weit nützlicher zu seyn, als von meinem Hofmeister zu hören, wie

ein Edelmann in der großen Welt leben müsse. Was geht mich die große Welt an? Ist es nicht genug, daß mich alle Bauren auf vier Meilen weit kennen, und so gar ihre Töchter lachen mich an? Ist diese Welt nicht groß genug?

Alle diese eigene Beredungen meiner Vollkommenheiten wollten unterdessen zu nichts helfen; ob ich schon nicht die geringste Neigung hatte, mein liebes Vaterland zu verlassen, so mußte ich endlich meinem Vater gehorchen. Ich mußte nach einem betrübten Abschiede von 14 Tagen von allen meinen Anverwandten, ihren Söhnen, Töchtern, Pächtern, Knechten und Mägden, die alle bitterlich weinten, daß ich so jung, und so weit in die offne Welt hinein geschickt werden sollte, abreisen. So gar von unsern Heerden, von der Wildbahn, und von allen Feldern nahm ich weinend Abschied. Und mir schien es wenigstens so, als wenn unser Bulle so gar weichherzig brummte, weil er vielleicht meine Liebe wohl mochte gemerkt haben. Die Einbildung ist stark. Wir reißten fort, und durch verschiedene Städte, die mir eben nicht viel wichtiger schienen, als meine berühmte Stadt A--. Endlich aber kamen wir nach H--, wo wir uns einige Zeit, ehe wir weiter gehen sollten, aufzuhalten gezwungen waren. Das Gewühl von Menschen, die ganz andre Bau- und Lebensart kam mir nothwendig durchaus neu vor. Oft stand ich still, und sah ein großes Haus an, und verglich die Hütten meiner Provinz damit, und ich merkte, daß dieses Volk ungleich arbeitsamer, aber auch ungleich

ungleich mäßiger leben müsse. Mein Hofmeister suchte mittlerweile mich mehr und mehr in die Welt und folglich in Gesellschaft zu führen. Er richtete daher die Stunden, welche mir nutzbar seyn sollten, so ein, daß wir immer Zeit übrig behielten, einige des Tages einem erlaubten Vergnügen zu schenken.

Wir besuchten eines Tages die Freunde, an welche wir gewiesen waren. Gegen Abend giengen wir nach dem besten Spatziergange der Stadt, der in einem Gange von Bäumen besteht, welcher auf einer Seite eine Reihe schöner Häuser, und auf der andern ein angenehmes Wasser eines lustigen Flusses hat. Mein Hofmeister begegnete ohngefähr zwey Freunden, welche er lange nicht gesehen, und die vermöge ihres Fleißes in dieser reichen Stadt ihren Lebensunterhalt reichlich verdienten. Nach einigem Hin- und Hergehen wurden wir einig, ein Coffeehaus zu besuchen und um die Opera und das Abendessen zu spielen. Mein Vater hatte auf seinem Gute ein Billard zu seinem Vergnügen gehabt; ich konnte zwar die Billen treffen, allein wer versicherte mir hier des Gewinnstes? Mein Taschengeld war mäßig, und ich rechnete Abendessen und Opera gegen 8, 9. Rthlr. hin. Ich verfluchte meinen Hofmeister, den Spatziergang, und den ganzen Tag, weil ich denen Fremden, die so höflich waren, schon den Gewinnst zutheilte. Wir kamen endlich in das Caffeehaus. Ich spielte, und ich verlor die erste Partie. Der Schweiß durchnäßte meine Kleider,

und ich war außer mir. Mein Hofmeister nahm meine Partie, und gewann, und zwar so, daß wir alles frey erhielten. Bald hätte mich die unmäßige Freude die Thorheit eines jungen Landjunkers sehen lassen. Mein Hofmeister winkte, und ich kam wieder z:: mir selber. Unsere Fremde verließen das Spiel, und ich glaubte, sie würden einer unausbleiblichen Traurigkeit Platz geben; denn mir, der so wenig Geld ausgegeben, schien es eine unerschwingliche Summa, so viel als sie ausgegeben hatten, in einem Abend auszugeben. Ich wartete beständig auf ihre Verzweiflung, aber statt derselben sah ich sie singen, lachen und fröhlich seyn. Sie machten meinem Hofmeister, zu meiner noch größern Verwunderung, das Compliment, daß sie gerne öfters einen solchen glücklichen Verlust erleiden wollten, wenn sie nur das Vergnügen haben könnten, so gute Freunde anzutreffen.

Alle diese Höflichkeiten und ihren ganzen Sinn konnte ich nicht in meinem Kopfe zusammen reimen, sie schienen mir alle außer der Zeit zu seyn. Meine Meynungen waren den ihrigen gänzlich zuwider. Meine Lehre war: mein Geld hübsch zu verwahren, für mich gut zu essen und zu trinken, aber andern Menschen nicht einen Bissen abzugeben. Wie war es also möglich, daß ich denken sollte, diese Leute, welche ihr Geld verloren, redeten aus Herzens Grunde? Meinen Hofmeister konnte ich nicht offenherzig sprechen, ich konnte es aber ohnmöglich lassen. Ich machte allerley Zeichen,

chen, ich schüttelte mit dem Kopfe, verdrehte die Augen, zuckte die Schultern, stampfte mit den Füßen, und kurz ich machte es so toll, daß mein Hofmeister zwar das Lachen nicht mehr verbeißen konnte, mir doch aber im Vorbeygehen in das Ohr zischelte: Ich möchte doch ruhig seyn, und der Gesellschaft nicht Gelegenheit zu lachen geben.

Ich gehorchte, und meines Hofmeisters Sittsamkeit wurde dießmal belohnet. Es sind aber viele, welche den Titel als Hofmeister haben, und eine Freude haben, ihre Untergebene lächerlich zu machen. Sie sagen wohl, wenn sie tadeln wollen: Sie sind auch so dumm, wie ein Vieh; mein Herr, nun sprechen sie wie ein Narr; man sieht es wohl, sie sind nicht mehr als ein Büffel; werden sie niemals leben lernen? o daß ich mit einem solchen Maulaffen beladen bin! und dergleichen artige Sächelchen mehr. Wäre es ein Wunder, wenn ein Untergebener einem solchen groben Schlingel den Stock zwischen die Ohren legte und ihn von sich jagte? Ich würde es wenigstens keinem verdenken. Noch neulich hat man eine solche Misgeburt von Hofmeistern in H - - gesehen, wie mir meine Freunde berichtet haben. Doch ich will ihn nicht kenntlicher machen, ich möchte sonst nur Kleinigkeiten schreiben: genug, mein Mentor führte mich mit Sanftmuth, und suchte die Besserung meiner Sitten durch Liebe zu erhalten. Ein Wink von ihm war genug, mir zu sagen, daß ich fehlte, und der Ring des Gigas

hätte mir nicht dienlicher seyn können, als sein liebreiches Auge.

Nach meinem vergeblichen Achselzucken giengen wir also in die Opera. In meinem Leben hatte ich keinen Schauplatz gesehen, und ich war schon wieder bereit, ehe noch der Vorhang aufgezogen wurde, allerley Thorheiten zu sagen. Mein Hofmeister winkte, und ich schwieg bis der aufgezogene Vorhang mich in eine andre Welt versetzte. Die Musik donnerte durch meine Ohren, der Schauplatz ließ mich eine andre Welt sehen; ich stund mit offenem Maule, Ohren und Augen, daß ich wirklich hätte Leute erschrecken können; kein Zitterer in Paris kann thörichter aussehen. Mein Hofmeister mogte winken und mich stoßen, ich war blind und unempfindlich, und rief überlaut: o wie schön! wie schön! Nun fieng ich an zu fragen: (das Theater stellte einen Garten vor,) ob die Früchte schon reif wären? ob man nicht welche kaufen könnte? der Garten wäre schöner, als der Garten meiner Großmutter, und der Himmel weiß, welche Thorheiten ich erzählte. Mein Hofmeister wurde meiner Narrheit überdrüßig, er wendete sich zu unsern Freunden, und suchte mich dadurch klug zu machen, wenn er sagte: Nehmen Sie es nicht übel, meine Herren, der junge Herr hat zwar Schauspiele gesehen, aber nicht solche einnehmende, und überdem weiß er wirklich nicht, daß man in der Opera nicht reden, sondern wohl Achtung geben und wohl zuhören soll, wenn man die Abendmahlzeit zu sich nimmt.

So

So redet und urtheilet man von der Opera, und darinn bestehet das wahre Vergnügen. Nun merkte ich erst, daß ich Thorheiten gesagt, ich ärgerte mich darüber, und schwieg still, bis mich die letzte Handlung wieder ganz aus meiner Fassung versetzte. Die Opera war aus der türkischen Geschichte, und den letzten Aufzug machten die Bedienten des Kaysers sonderlich glänzend. Die Verschnittenen tanzten zu mehrerer Verherrlichung des Festes, sie tanzten gut, und ich hatte kurz vor meiner Abreise die Geschichte des Seraglio gelesen. Ich fiel also gleich auf die Verschnittene, und sagte ganz natürlich, daß es mich gar nicht wunderte, wenn sie so gut tanzten. Mein Hofmeister versah sich meiner Thorheit nicht, und fragte selbst: warum ich dieses glaubte? Ich antwortete ihm ganz laut, daß es die halbe Parterre hören konnte: Ey, weil ihnen nach dem Tavernier alles genommen ist. O wie schülermäßig, antwortete mein Hofmeister, wie jung thun Sie noch! habe ich Ihnen nicht gesagt, daß man in der Opera nicht reden soll? Die Umherstehenden lachten, und ich merkte, daß ich die Ursache des Lachens war, und die Oper wurde geschlossen; denn sonst würde vielleicht noch mehr auf meine Unkosten gelacht worden seyn.

Unsere Freunde führten uns in das beste Wirtshaus in H. das Essen war noch nicht fertig und mich durstete sehr. Ich rief einen Lehnlaquaien und erkundigte mich, ob er mir nicht gu-

tes starkes Bier verschaffen könnte? der Bursch war wacker, und brachte mir ein paar Bouteillen Zerbster, und ein großes Glas. Ich bemächtigte mich dieser Machine begierig, schenckte sie voll, und nachdem ich mit einem Fuß ausstrich, sagte ich, segnes Gott, meine Herren. Sie danckten höflich, und ich beredete mich recht artig zu seyn, wenn ich ihnen das halb ausgetrunkene Glaß, nach der Sitte meines Vaterlandes, darreichte. Einer dieser artigen Leute nahm es an, trank meine Gesundheit, nippte und setzte das Glaß wieder hin, und sagte weder mir oder einem andern ein Wort. Das kam mir nun lächerlich und unhöflich vor; denn in meinem Vaterlande war die Sitte ganz anders. Dieser Herr sollte nach mir trinken und wenn er nicht ausgetrunken, dem Folgenden das Glaß zu weiterer Beförderung überlassen. Aber hier war es auf einen ganz andern Fuß. Wir setzten uns an den Tisch, es wurden ganz kleine Gläser gebracht und Champagnerwein. Unsere Wirthe schenkten mit kleinen Maasen ein, tranken, und sagten: wir werden gut bedient, der Wein ist vortrefflich. Es lebe unser Wirth!

Ich hatte zwar in meinem Leben das stärkste Bier und ein gut Glaß Brantewein vertragen lernen, aber der Wein war in meinen Augen ein verderbliches Getränke; denn meine Mutter trunk auch lieber diesen Nectar als Wein. Meine Begleiter mochten mich bitten, wie sie wollten, ich wollte keinen Wein kosten. Ich aß vortrefflich

nach

nach meinen gespannten Magen, und wenn ich einen Teller ledig hatte, packte ich mein groß Glaß Zerbster mit beyden Händen an, und that einen kräftigen Zug, ohne die Gesellschaft, die meiner Meynung nach, im Anfang so grob gewesen war, mit Gesundheiten zu beunruhigen. Diese artige Leute belustigten sich unterdessen, trunken witzige Gesundheiten, davon mir noch diese einfällt:

Männer, die auch ohne Orden
Durch den Geist sind groß geworden!

Sie erzählten sich allerley artige und witzige Geschichte, ich legte mich auf den Tisch zu meinem getreuen Bierglaße, sperrte das Maul auf, und schrie mitten in der Erzählung, ist das möglich, was ihr erzählet? Ist das aber gewiß wahr? Der Teufel, das ist närrisch! das hätt' ich mein Tage nicht gedacht! Endlich sann ich noch auf eine große Rache. Ich ließ mir eine halbe Bouteille guten Franz holen, und ohne es nur einem zuzubringen, weil sie mein Bier nicht angenommen, trunk ich alles selbst rein aus. Ich stützte mich endlich auf beyde Ellenbogen, weil mir der Kopf zu schwer wurde, endlich fiel ich gar auf den Tisch nieder, und schnarchte so stark, daß die muntere Gesellschaft gezwungen wurde, mich in ein Bett zu bringen. Dieß sind die ersten Begebenheiten eines Junkers.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Siebenter Brief.

Geliebter Freund!

Melancholisch hab ich Dir den traurigen Winter geklaget, freudig will ich den Frühling und alle seine Herrlichkeiten beschreiben. Es lächelt die wohlthätige Sonne herab, und Blumen kränzen schon meine Stirne. Mit wenig Freunden vermischet halt ich das Weinglaß, und lobe den, der den Wein gegeben hat. Als ein Weiser, nicht als ein Wollüstling, gebrauche ich der Zeit, und meine Morgenstunden werden hingebracht, bey den balsamischen Dufften von vielerley Blumen, den Schöpfer brünstig zu loben, der alles so vortrefflich erschaffen hat. Ehe ich Dir die Pracht des Gartens mahle, ehe ich Dir die Schönheit der Felder erzehle, und die Gegend meiner Wohnung kenntbar mache, will ich Dir mein Vergnügen erzählen, welches die Güte des Frühlinges und die Güte meiner Freunde täglich erneuern. Volle Gläser erhalten mir durch den Nahrungssaft, welchen das mächtige Wasser in sich führet, Blumen, welche mich ergetzen, die Erstlinge des freudigen Jahres und das Vergnügen meiner zärtlichen Sinnen. Siehe, Freund! Da stehet die kleine Traubenblume. Der Mahler mag die Farbe mit den kostbarsten Ultramarien mischen, er wird das lebhafte Blau, welches die-

ses Blümchen zieret, nicht herausbringen. Ein zärtlicher weiser Strich umrindet die blaue Traube, und verbirget den wohlriechenden Saamen. Sie glänzet noch die kleine Blume; aber, ach! sie ist eine von den ersten, welche die Erde durchzubrechen gesinnt sind; Vier Trauben sind schon vertrocknet, viere wollen vertrocknen, und binnen wenig Tagen sind die schönen blauen Trauben verwelket und braun. Sie ist nicht mehr, sie hat den Garten und mein Blumenglaß gezieret, und sie wird durch schönere Blumen abgelöset und vergessen.

Aber ich nahe mich meinen Hiacynthen, und athme ihre balsamische Gerüche, und falle voller Ueberfluß des Guten zurück, und lobe den Schöpfer und freudig bete ich ihn an; und meine Dankbegierde wird ihn besser gefallen, als die Seufzer des Heuchlers, welcher Sünde thut, indem er betet. Da stehet die blauliche Hiacynthe, ihre gedoppelte Blätter schränken sich in einander, ihre Mitte durchlauft ein blauerer Strich, da der äusserste Rand weißblau glänzet uud das dunkle Blaue erst an der Spitze zusammen dränget. Diese prächtige Glocken hangen an den Stengel herunter, und laden den Blumenliebhaber ein, sein Gefühl durch den Geruch zu vergnügen; aber nie wird er sich sättigen. Bey ihr zeiget mir die weise Hiacinthe wiederum Schätze, welche der Mensch unerkenntlich ansiehet und selten bewundert. Ihre Blätter zieret an den äussersten Rande ein grünlicher Punct, und die Mitte verfället

in

in ein angehendes Dunkelroth, welches in seiner Mischung der Blüthe des Pfirsichs gleichet; zwischen allen raget, als eine Göttinn zwischen den Nymphen, eine andere weise Hiacynthe in vollem Schmuck hervor. Die äussersten Blätter sind länger, dehnen sich weit auseinander, und krümmen sich wie ein Rad. Die Mitte durchschneiden Striche von violetter Farbe, und so durchfliest ihr Geruch meine Stube, und ich athme ihren Balsam täglich ein. Nie ist der Geruch reizender, als wenn ich, nach einem Spaziergange gegen Abend, das verlassene Zimmer wieder suche, und mich mit den Todten unterreden will. Freund! ich athme lauter Wollust, Gesundheit und eine stille Dankbarkeit durchzittert mein Herz, wenn ich die Wohlthaten des Schöpfers überdenke, und in der Blume seine Größe, seine Liebe, seine Unendlichkeit bemerke.

Aber, Freund! welch ein Entzücken vor ein mahlerisches Auge, wenn du aus den Garten der Freunde die Aurikel und die Frühlingsblume, oder Primula veris, holest. O wie dankbar mußt du dem großen Schöpfer werden, wenn du sein Vermögen zu sehen denkest. Freund, wenn ich ehemals in meinem geliebten Vaterlande in das Spielhaus des kunstreichen Nicolini gieng, so bezauberte mich schon die künstliche Hand des Colombo; ich sehe auch itzt mit Bewunderung die Kappel in unserer Kirche an, welche den Geist zeiget, der bewundert werden muß. Aber ist seine Kunst groß, Freund, der Schöpfer bleibt immer

größer,

größer, und die Natur bleibt vollkommen, wenn der Mahler immer ein Mensch bleibet. Eine Frühlingsblume erniedriget seine ganze Kunst. Laß sie Dir mahlen, frommer Freund! und glaube, daß sie tausendmal schöner ist. Fünf grünliche Seulen erhalten fünf Blätter, welche getheilt die gleichmäßige Rundung ausmachen. An den Saamenstock, welchen der Gartenliebhaber den Kelch nennet, zeiget sich die schönste gelbe Farbe, welcher keine Cumicute nahe kommen wird. Der mittelste Strich zeiget sich dunkler, und der Mahler müßte die gelbe Saftfarbe brauchen, wenn er diesen Strich mit seinen zärtlichen Nebenadern anzeigen wollte. Nunmehro verlieret sich das länglichte Gelbe, und wird weiß in flammigten weisen Strichen, welche wie ein Nordlicht an den dunkeln Himmel in das vortrefflichste Ponceau hineinstralen, welches wie der kostbarste Samt, den die Freymäurer zu ihrer Leibtracht erwählet haben sollen, nunmehro in rundlicher Breite die Blume schön machen, und zum Ende wieder, um sie noch mehr zu verschönern, mit einem weisen fast unsichtbaren Strich umzirken. Mahle Dir, Freund! diese Blume, sie muß gemahlt das Auge entzücken, aber soll sie in der Natur nicht unendlich schöner seyn? Du wirst mit mir sagen, unendlich. Allein, welch eine Verschiedenheit der köstlichen Aurickel besitze ich in einem einzigen Glaße! Welch ein Schatz! Hier hänget die Dunkelrothe, und neben ihr die Gelbe, beyde mit mehrern Blättern gefüllet, als die Aurickel in der

Ordnung der Natur wächset. Neben ihr glänzet eine andere, deren Kelch innerhalb gelb, obenher weiß und die Blätter dunkel wie die gelbe Saftfarbe, wenn sie stark auf den hellen Cumicute getragen wird, in das Gesichte fallen. Hinter ihr stralet eine andere mit einem gelben Kelch und verblendenden Roth hervor, von welchen ich Dir keine Beschreibung geben kan, weil vielleicht der Purpur vor demselben verschwinden mußte. Nun rühret mich eine mit weißlichen Puder bestreute Braune, wie den feurigen Jüngling die stolze Brunette rühret, wenn ihr feuriges Auge Blitze schießet, und der athmende Bußen Bezauberungen aushauchet. Neben ihr stralet in länglichten Blättern eine gelbliche, deren Gelbes dem Ocker gleichet, womit der zierliche Soldat des großen Friedrichs sich putzet, ehe er zum Sieg und zur Schlacht gehet. Dieses Gelbe ist mit hochrothen Strichen durchgewirket, eben so, wie eine andere braunrothe ihre Blumen hervorstrecket, und in dem rothen mit weisen Strichen durchwirket ist. Nun ergetzet mich auch die Modeaurickel, denn auch in Blumen herrschet die Mode mächtig. Sie zieret die Olivenfarbe, und sie bekränzet ein weiser Strich und erhöhet das, was die falbe Farbe unterweilen unangenehm machet. Hab ich nicht tausend Ergetzungen, mein Freund! in dieser Mannigfaltigkeit zu genüßen? Noch zehennerley Arten dieser hinreisenden Blumen müßte ich Dir beschreiben, wenn ich Dich allein mit dieser Gabe des Frühlings beschäfftigen wollte.

In

In einem andern Glaße stralet mir die prächtige Tulipe entgegen, weiß mit violetnen Strichen, und eine andere stellet sich mir hellroth mit dem weisen Rande dar. Sie umgiebet die hell und dunkelgelbe Viole, und hauchet mir ihren Balsam zu, und mit den gedoppelten rothen und weisen Marienblümchen hab ich wieder diese scheinende Blume bekränzet. Oefters, wenn ich melancholisch meine mir geraubte Mariane beweine, trockne ich die Thränen der Liebe in einer stillen Bewunderung über die überschwengliche Güte des Schöpfers unsers Gottes ab.

Wie glücklich wäre ich, ach könnte ich meinen Gott nur in der Stille, und wie die Väter gethan haben, in dem Schooße meines Geschlechtes anbethen! Entfernt von dem Geräusche der Großen und der Reichen wollt ich ihn ehren, ihn lieben und mit Freuden der Ewigkeit entgegen sehen. Wenn soll mein Hoffen geschehen, Gott!

Mein kleiner Garten schenket mir neues Vergnügen. Dicht an der Thüre entwickelt sich die frühzeitige Pfirsig, und blühet mit ihrer hellen Röthe in tausend Blumen, welche, ungedultig an das Leben zu kommen, hervorbrechen, ehe sie noch das breite Blatt beschützen kan; Dir schade nicht der kalte Nordwind, auch nicht der verderbende Ost! Blühe an deiner Mauer, an welcher dich die Hand des Gärtners geleitet hat, bis deine Früchte, wie die goldenen Aepfel der hesperischen Gärten, an den fruchtbaren Zweigen herabhangen, und den Geschmack einladen, wenn

dich der lüsterne Mensch kostet, den Schöpfer zu preisen. Blühe nur, schöner Baum!

Seine rechte Seite zieret der in drey großen Stämmen mit zwey kleinern Nebenstämmen vortrefflich ausgebreitete Kirschbaum. Seine mit Blüthen beladene Zweige liegen wie ein ausgebreitetes Kriegsheer, welches daher schwebet, Länder zu verwüsten, oder wie der mächtige Polyp, wenn er auf den Raub lauret, ausgestrecket an der Länge der Mauer hinan. Er will frey seyn und dem Zwang entgehen, welchen ihn der Gärtner als sein Monarch geboten hat, und träget seine Zweige weit über die Mauer hinaus, welche ihn vor den schädlichen Nordwinde und den mörderischen Osten beschützet. Seine Blüthe ist schön. Ich habe eine Kirsche weniger gemacht, denn ich brach eine Blüthe, vielleicht eine tragbare Blüthe ab. Ich will sie Dir beschreiben, wie ich sie gesehen habe. An dem Obern des Stengels gehet recht in der Mitte ein viel zärtlicher Stengel heraus, welcher lange nicht so grün ist als der Stengel, welcher die Frucht fest halten soll. Oben schließet sich dieser weißgrüne Stengel mit einem gedoppelten Vorsatz, welcher das Daseyn der Blume endiget. Rund um ihn stehen, gleichsam wie die Trabanten eines Tyrannen, über vier und dreysig kleinere Stengel, welche aber, indem sie ganz weiß, und oben mit einen hellern gelben Schwamm beleget sind, ihre schwächere Natur anzeigen. Sie müssen alle ihre Kraft, alle ihr Vermögen, ihr ganzes Leben darreichen,

ihrem

ihrem Beherrscher das Leben zu erhalten. So wie der Polyp, den die Natur die Kostbarkeit des Lebens empfinden lässet, seine Arme ausbreitet, und Thiere, wie der despotische Tyrann opfern will, welche er verschlinget, zu verschlingen suchet, eben so breiten diese hülfreichen Aeste ihre Arme aus, und athmen die köstlichsten Theile der Luft an sich, ihren Herrn zu ernähren. Er brauchet diese Nahrung der grüne Monarch, denn die Kirsche soll hervor keimen, welche Nahrung haben soll. Die fünf weisen und unter ihnen wieder vier grüne in die Runde länglichte Blätter erhalten diese nahrhafte Stengel vor allen Winden und die Kirsche, welche sie ernähren, wird undankbar und stößet ihre Erhalter, ihre Beschützer, wie ein undankbarer Züchtling seine treue Lehrer verstößt, von sich, so bald sie mehr Kräfte erhält, sich selbst an dem Stamme zu erhalten und der Sonne entgegen zu sehen. Doch wie die Kirsche in ihrer Reife zunimmt, will ich noch nicht erzählen, weil einem andern Monath diese Schönheiten aufbehalten sind.

Dort stehet der durch die Hand des Gärtners stark beschnittene Weinstock an der Mauer und arbeitet in sich; die Knospen, welche die breiten Blätter hervorbringen sollen, welche den Weingott bekränzen, sind nur noch dick, und versprechen, je dicker sie werden, in künftigen Monaten die Frucht, welche den Geist belebet und die Menschen fröhlich machet. Noch zieret er aber den Garten nicht, weil er ihn erst bekleiden soll, wenn

die brennende Sonnenhitze seine Blüthen reifet und seine süße Frucht voller Saft machen wird. Alsdenn wird er die Wand bekleiden, und seine Blätter wie eine Tapete an derselben ausbreiten.

Die Mitte meines kleinen Gartens zieren fünf Beete, welche der immer grüne Buchsbaum in einem zierlichen Umkreiß besetzet, und mit seinem gelblichten Grün das Dunkelgrüne der bunten Blumen mildert. In diesen Beeten hat schon die balsamische Hiacynthe geglänzet, und noch lächelt in ihr die weise Narcisse mit der farbenreichen Tulipe, welche in unnennbarer Pracht den Garten durchleuchtet. Dort erhebet sich die goldgelbe Viole und breitet ihre Zweige wie die Eiche in dem Walde aus, und ergezet mit dem goldgelben Glanze das Auge, welches in der Blume die Schönheit der Natur bemerken und bewundern kann.

In der Mitte meines Gartens erhebet sich ein Pallast, der mir köstlicher ist als der Pallast eines Schwelgers, welcher mit vergoldeten Wänden prahlet, und den die Hand des Künstlers alle Pracht, welche die Verschwendung den Menschen anrathen kann, auf die wollüstigste Art mitgetheilet hat. Lasse mir den Verschwender in seinen Spiegelzimmern den siechen Körper herumschleppen, ich will unter dem Schatten meiner grünenden Laube die balsamische Luft des Frühlings in mich verschlucken, und wenn ich, o du Geschenke des lieben Bacchus, deine Säffte, mit

dem

dem Scherz einiger wenigen Freunde, die gleich mit mir denken, und die Pracht der Höfe verlachen, in mich sauge, wird das Gemüth erheitert, der Körper gesund und die ganze Seele zufrieden.

Unter deinem Schatten spielet mit den fliegenden Haaren, o friedfertige Laube, der Westwind, und der herumschwärmende Schmetterling ladet mit der lockenden Nachtigall zur Liebe ein. Wie hast du, verliebter Dichter, reizender Naso, sagen können, daß Philomela ein klagendes Lied sänge? Ach nein. Philomela ist der zärtlichste Vogel, sein Lied bestürmet unser Ohr, und sein lockender Gesang ladet zur Liebe ein. Ach! Mit Thränen hör ich, wenn die Abenddämmerung heranbricht und sich das Sonnenlicht unserer Erdfläche entziehet, diesen liebenden Vogel die Göttin rufen. Glücklicher Vogel! Sie höret den hinreisenden Thon, und es nähert sich die angenehme Gattinn. Auch sie singet ihre Liebe und entzücket das Ohr des Menschen. Aber ich Armseliger! rufe vergebens. Der unselige Krieg hat mich den Armen meiner Mariane entrissen. Nicht mehr kann ich an den klopfenden Busen des himmlischen Mädgens liegen, nicht mehr süße Gespräche mit ihr wechseln, nicht mehr in ihren blauen Augen den Himmel sehen. Von ihr entfernt muß ich mein Leid in mich fressen und den schwarzen Kummer die Herrschaft lassen. Ich kann sie nicht herbey rufen, ich kann nicht in ihre Arme fallen, und Ströme von Entzückungen genießen. Freunde! kommt

und mundert mich auf. Euer Scherz, euer Lachen soll meinen Gram zerstreuen und meine Melancholey verjagen. Kommt, setzet euch hieher. In dieser Laube wollen wir trinken, den Mond aufgehen und die Sterne glänzen sehen, und den Schöpfer bewundern, und heilig anbethen.

Noch will ich meinen kleinen Garten nicht verlassen. Hinter dieser Laube kriechet nun die frühe Erbse daher, bald wird sie in weise Blüthen ausschlagen, und bald wird sie uns als eine gesunde Frühlingsspeise zur Nahrung dienen. Dort schiesset die hochmüthige Bohne hervor und versuchet die Luft durchzudringen, bald wird sie uns ihre weise Blüthe zeigen und durch ihren balsamischen Geruch uns zum Schlaf einladen. Dort blühet der Pflaumenbaum, und ist mit seiner Blüthe, wie im Winter, mit Schnee bedecket. In den Zweigen dieser Bäume hüpfet der verliebte Spatz und der bunte Stieglitz. Dieser zwitschert ein Lied, wenn der andere schon mit seinem eben so verliebten Weibgen, als er ist, buhlet. Freudig ist unterdessen eine jede Creatur, wenn der Frühling erheitert die ganze Natur.

Nun, Freund, will ich Dich aus diesem kleinen Garten, in welchem ich Dir so viel Schönes gezeiget habe, in einen weit größern führen. Siehe mit mir, Freund! über ganze Felder hinab. Siehe sie, und bewundre die Schöpfung. Zwischen langen Strichen der Erde, welche mit Blumen

und Klee, welche dem Vieh zur Nahrung und zur Weyde dienen, fließen nährende Bäche, in welchen der silberfarbene Fisch seegelt und seine Nahrung suchet. Oefters wird er aber von dem allen Creaturen gefährlichen Menschen in seiner Ruhe gestöret. Da leget der weit listigere Mensch die süßeste Nahrung des hungrigen Fisches hin, der Fisch kömmt in einem geschwinden Schuß daher, und suchet seinen Raub zu verschlingen; aber, tödtliche Nahrung! er verschlucket mit dem Wurme das zackigte Eisen, er will entfliehen, er schießet unter, und nun weiß der laurende Feind seine Gefangenschaft. Er hebet die zitternde Angelruthe aus dem Wasser, und holet seine Beute, entweder den schlüpfrigen Aal, den wohlschmeckenden Baars oder den räuberischen Hecht. Da schnappet der blutende Fisch noch einmal Luft; er wird aber bald der unbarmherzigen Köchinn übergeben, welche ihn dem Angler zum Abendessen zubereitet.

Wende Dich von dem Fischfang, und durchschaue die Felder noch mehr. Da findest Du die schwere Kuh, welche kaum ihre Milch schleppen kann, und gegen die Stunde zu brüllet, welche die Viehmagd herbey rufet, sie von ihrer Last zu erlösen. Da auf den bunten Wiesen gehen diese mit Hörnern bewaffnete Thiere ruhig und friedsam, da sich in meinem armen Vaterlande der kluge Mensch blutgieriger als der Tyger erwürget. Da glänzet die beblumte Aue her, und scheinet mitten im Frühling mit Schnee bedeckt zu seyn,

und wenn Du näher gehest, o Freund! so siehest Du Millionen Blumen, welche dem Ochsen, der milchreichen Kuh und dem raschen Pferde Gesundheit zuhauchen. Da sehe ich mit Entzücken, wie gesellig das Thier ist; sie, die geilen Kühe, sind sich selbst gelassen, und sie misgönnen sich nie das Gras. Frey gehen sie herum, und öfters scheinet es, daß sie Freundschaft unter sich gestiftet haben. Siehe, wie einig sie neben einander auf der grünen Weyde langsam daher schweben, gesellig mit einander fortgehen, in Gesellschaft mit einander nach den daher rauschenden Bächen eilen, ihren Durst löschen, und sich alsdenn mitten in der Wiese unschuldig darnieder legen, und rund um sich her den Klee abscheeren.

Dort kömmt der hochmüthige Ochse her und brüllet der Kuh entgegen, diese, wenn sie der Frühling und das gesunde Gras belebet, schmeichelt ihrem Führer und hüpfet um ihn herum. Aber der Ochse weiß sein Schicksal nicht; er lebet dieses Jahr wie ein Monarch, aber ein andrer Frühling, ein andres Jahr kann ihm gefährlich werden; er tritt die Wiese nieder, er mästet sich oft mit dem besten Grase, und sein Stolz erhebet sich, und glaubet, der Mensch zeige ihm deswegen die beste Weyde, weil er sich vor der Macht seiner Hörner fürchte. Vor was fürchtet sich der Mensch? da sein eisernes Herz die Meere durchpflüget. Traure nur, hochmüthiges Thier! du weißt nicht, daß dich der traurige Tod erwartet, wenn du fett bist. Eine schwere Käule drohet deiner Stirne,

und bald wird der ehrliche Mörder kommen, dich abholen und erwürgen.

Zwischen dem nützlichen Hornvieh wandert ruhig das rasche Pferd. Sein Mund schäumet nicht, als wie es schäumet, wenn es ein junger Held gegen seinen Feind anspornet, und es vor dem Donner der Cartaunen zurückbrauset, und vielleicht, ach! in den Thieren stecket noch viel Verborgenes, welches der kurzsichtige Mensch nicht begreifen wird, aus einer geheimen Ahndung seinen muthigen Herrn nicht dem Tode entgegen tragen will. Der thörichte Mensch verachtet den Tod, und das treue Thier muß ihn dahin tragen, wo er auf dem Bette der Ehre mit tausend Wunden seine jungen Tage hinwerfen muß. Lächerliche Ehre in den Augen des Weisen!

Nein, hier graset das muthige Pferd, und vereiniget sich ruhig mit seinen Weydegesellen. Ohne Neid gehen sie bey einander her, und mähen das gesunde Gras vor sich her weg. Sind diese vergnügte Thiere gesättiget, und es brennet sie die Hitze, legen sie sich entfernet von dem Horngeschlechte, weil das Pferd sich nicht gerne besudelt, etwa an einem kühlen Bache nieder, ruhen die steifen Glieder aus, und wälzen sich, frey von Sattel und Gebiß, in dem weichen Grase herum; und wenn endlich der kühle West über den rauschenden Bach daher streichet, stehen sie auf und versuchen ohne Antrieb des wilden Menschen einen gesunden Wettlauf, die trockne Erde flieget in die Lüfte, und tödtet wohl manche uns unsichtbare Creatur der

Luft. Aber siehe, Freund! da kömmt der sorgsame Hausknecht, welcher ihre Freyheit nicht in eine Wildheit verwandeln will. Er suchet sie zahm zu erhalten, damit er auch Dienste von ihnen haben kann. Liebreich zwinget der Mensch die Thiere, nur selten sich selber. Er zeiget den umgekehrten Hut. Da kömmt es, das muthige Pferd; es kennet seinen Herrn, suchet den in dem Hut liegenden Hafer, und frißt dieses ihm so liebe Futter mit Vergnügen, und dankbar huldiget es auf das neue den gütigen Herrn.

Aber die weitere Aussicht erinnert mich an eine Scene, Freund! welche ich diesen Winter mit Schrecken gesehen habe. Glückliche Länder, wenn sie der grausame Seegott nicht mit seinem tödtlichen Dreyzack schrecket, und Eol nicht den rasenden Winden Erlaubniß giebet, die Schöpfung zu vernichten. Da grünen sie itzt die stolzen Mauren, welche der fleißige und sorgsame Landmann mit unsäglicher Mühe aufgeworfen hat, und mit seinem Schweiß jährlich unterhalten muß. Da laufen sie in langen Trümmen herum, und bunt von Blumen beschützen sie die aufgeworfene Teiche, das niedrige Land. Ein Prinz befestiget eine Stadt, seine Schätze zu bewahren; aber hier befestiget der arbeitsame Landmann ein ganzes Land. Wo du hinsiehest, Freund, wo du gehest, bist du auf diesen Teichen, an welchen schiffbare Flüsse hinlaufen, welche endlich in die alle verschlingende Elbe fallen. Itzo bläset der freundliche West in die Seegel der auf ihnen schwimmenden kleinen

Fahr-

Fahrzeuge, und leitet sie mit dem lustigen Bootsmann nach der reichen Burg Hammons. Alle diese Freuden kannst du sehen, wenn der Frühling über diese glückliche Länder seinen glänzenden Segen ausbreitet; aber du kannst Thränen vergießen und Weh über sie rufen, wenn der melancholische Winter den Sturm daher treibet. Ich habe dieses schreckliche Schauspiel gesehen. Ein wütender Sturm durchbrach den uns schützenden Teich. Von Nordwesten schwellte das Wasser sich auf, und da rauschete es mit einer unhaltbaren Fluth in die Felder. Es überließ sich seinem Grimm, und wo itzo die Heerden friedsam herumstreifen, flog damals die Sturm verkündigende Seemäve. Ein trauriger Vogel! denn je mehr er seinen Flug nach dem Lande zu nimmt, je mehr Wasser, je mehr Sturm, je mehr Verwüstung! da seufzete der Landmann und suchte Rettung, und wo ich itzt mit meinem Seherohre die fruchtbarsten Felder sehen kann, da sah ich verderbendes Wasser. So war der Anblick meiner Gegend im Winter, aber wie schön ist er itzo. Hinter diesen grünen Wällen schimmert ein prächtiges Landgut hervor, und durch mein Seherohr kann ich das stolze Stade bemerken, der letzte Ort, welchen die Krieger Frankreichs gesehen. Blühe du fort, glückselige Stadt, ach! daß doch dein Georg, um noch größer die Ewigkeit zu sehen, uns durch Glück und Weisheit den zu erseufzenden Frieden noch in diesem Jahre schenken könnte! Nun kehre ich von der weiten Aussicht zurück, indem ich hinter Stade den unermeßlichen

Raum

Raum sehe, welcher Welten erhält, dem Gesichte des Menschen sich aber entziehet.

Ich wende mein Gesicht, und neue Kleinigkeiten ergetzen meine Sinnen. Siehe dorten locket die schreyende Ente, und hier führet eine sorgsame Henne einen kleinen Haufen, welchen sie mit vieler Mühe ausgebrütet, und nunmehro als eine liebreiche Mutter daher führet. Schon zeiget der muntere Hahn, daß er dereinst die Herrschaft erhalten und einen ganzen Haufen Hühner führen werde. Ehe man es sich versiehet, so stehen zwey kleine Hähne gegen einander, sträuben die Federn um den Hals, blitzen mit den Augen, und der rothe Kamm wird voller Blut, so wie die Begierde zu dem Streit zunimmt und in den Adern wallet. Nun springen sie über einander her, und suchen, wie ein paar geschickte Fechter, die Schwäche ihres Feindes zu erlangen. Nun fliehet der Feind, und der Sieger siehet sich so hochmüthig um, als der Eroberer thun kann, wenn er aus dem Schlachtfelde das Blut von Hunderttausenden daher fließen siehet. Auch die Thiere zeigen dem Menschen, daß sie eben die Leidenschaften, wie er selbst, der Hochmüthige, besitzen. Und wie bändiget ihn, dem Vernunft gegeben, die Vernunft!

Siehe, Freund! nicht das Weinglas in der Hand, voll von Melancholey habe ich Dir meinen Garten, den ich itzt, von Marianen getrennet, besitze, beschrieben. Mitten in der Laube schreibe ich Dir meine Thränen, und der West spielet auf den

aus-

ausgeschlagenen Blättern. Die Nachtigall schläget und locket den Liebling, der Stieglitz zwitschert, die Lerche steiget gen Himmel und lobet in ihrer Freude den Schöpfer. Die Sonne lächelt herab, und der Frühling ladet zur Freude ein. Ich suche die Freude; aber vergeblich. Ich finde sie nicht, denn ich finde nicht die, welche meine Seele liebet. Kommt, Freunde, kränket euch mit mir; kommt, die Laube soll uns die Nacht unter vertraulichen Gesprächen vertreiben helfen. Und Bacchus! Freund! die Freunde sind itzo so selten: Ich will allein trinken deine Gesundheit,

der Deinige.

Achter Brief.

Mein Freund!

Wenn die Schrift: Zuverläßige und unpartheyische Nachrichten, den itzigen Krieg in Preußen betreffend, in einigen Schreiben eines Krämers an einen Kaufmann in Nürnberg, ohne Partheylichkeit geschrieben ist; so weiß ich nicht, ob nicht ganz Europa das Haupt erheben und unser armes Vaterland beweinen muß. Hat Deutschland nicht schon Blut genug vergossen, und müssen Menschen von den Gränzen von China kommen, um dasselbe noch unglücklicher zu machen? Lesen Sie, mein Freund! das vierte Schreiben, wie kläglich! aber das Schicksal der Stadt Ragnit ist unglaublich, und ich kann es mich nicht überreden, daß weder Tamerlan, noch Gengis Chan, auf diese Weise Welten verwüstet haben. In der That, die Eroberung von Magdeburg hat öfters mein Mitleiden gerühret; aber Magdeburg war eine durch Sturm eroberte Stadt, in welcher der Religionseifer, von dem Aberglauben angefähet, alle Grausamkeiten entschuldigte. Ragnit aber ist eine in Schutz genommene, eine unbefestigte, eine schon verbundene Stadt, und diese Stadt wird verbrannt, ihre Einwohner verbannet, und auf eine der grausamsten Arten verwüstet. Nein, das kann ich

ich nicht begreifen. Lesen Sie doch im fünften Schreiben S. 87. die Verwüstung des preußischen Lithauens, den Märterertod des Pfarrers S. Gewiß ich wette, ihr Auge wird voller Mitleiden naß werden, und Sie werden ausrufen: Seit Arnulphs Zeiten haben keine Barbaren Europa betreten.

Welche Zeiten stehen uns bevor? Sollen auch wir durch Geißeln gezüchtiget werden, die unser blödes Auge noch nicht sehen kann! O, daß ich keinen unglückseligen Gedanken in meinem melancholischen Busen gebähren lasse! Schweigend will ich die Vorsicht verehren.

Wenn ich die Geschichte durchlaufe, so finde ich eine Wahrheit, welche vielleicht in unsern Zeiten wieder durch die Erfahrung bestätiget wird, daß Nationen und ganze Völker und Reiche nicht eher untergegangen sind, als wenn sie, ihre eigene Landesleute zu bekämpfen, andere Nationen und Barbaren, ihre Rache zu sättigen, zu Hülfe gerufen haben. Ich will kein Prophete seyn; Rom wankte, sobald die Leibwache aus Deutschen bestand, und die Carolinier giengen unter, als Arnulph den barbarischen Hunnen die Pässe zu Deutschland gewiesen. Die Vorsicht hemme die gefährlichen Absichten fremder Nationen, und verschone die friedsamen Provinzen unsers Friedrichs!

Ich wünschte lieber, daß statt der hellklingenden Feldtrompete die Leyer der Dichter ertönten. Ohngeachtet ich mich unter den Söhnen des Krie-

gesgottes, mein Freund, befinde, so werden Sie mir dennoch glauben, daß ich mir manchesmal mit einem wohl geschriebenen Buche die Zeit zu verkürzen suche; unterweilen lese ich auch etwas elendes. Wissen Sie, was ich erst neulich gelesen habe; was meynen Sie? Lachen Sie ja nicht. Die Ritter und Riesen, ein Rittergesang. Gewiß der saubern Vignette nach, versprach der Titel etwas; der Vorbericht, die Zueignungsschrift des Verfassers, den ich errathen wollte, gab mir noch mehr Hoffnung. Ich las das erste Abendtheuer noch mit etwas Lust, bey dem andern gähnte ich, und das dritte wiegte mich mit dem vierten in einen sanften Schlaf. Fast sollte ich glauben, daß in diesen Abendtheuern die Kraft eines Schlaf machenden Zauberers steckte. Sagen Sie mir einmal, was der Herr S. uns hat sagen wollen? daß er von Amadis an bis auf den Titel des Orlando Furioso alle deutsch übersetzte Ritterbücher kennet, und vielleicht den Amadis mehr als den Leyser gelesen? sonst weiß ich keine Ursache, diese Rittergesänge gereimt zu haben. Es führet der Verfasser seine Machinen, seine Zauberer, seine Riesen so wunderlich, und vergißt das Lächerliche der Studenten, welches dennoch sein Hauptentzweck seyn sollte, so sehr, daß ich warlich einmal dachte, ich las den wahren Amadis. Ueberhaupt dünket mir, mein Freund, der Herr S. kann weder erfinden, noch weniger aber seine Erfindung gehörig unterstützen, und scheinet es mir nicht, daß er ridendo castigat mores, von seinen

Schrif-

Schriften sagen kann. Unterdessen ist nun unser Vaterland verdammt, Bave und Moeve zu hören, wenn Gleime, Kleiste und Klopstocke singen. Es sey!

Sie wollen wissen, wo ich bin, mein Freund! mitten im Holze. Ein mäßiggutes Wirthshaus lässet mich die Nächte trocken durch schlafen, und beschützet mich vor dem nächtlich nässenden Thau. Ich will Ihnen meine Hütte beschreiben. Rings um dieselbe hat die Natur hohe Eichbäume gepflanzet; zwischen ihrem dunkeln Schatten strahlet der prächtige Bau des blauen Himmels durch, und in dem brennenden Mittage schützen sie vor der ermattenden Hitze der heißen Sonne; oft fähret ein gelinder Zephir über sie hin, und erfrischet das traurig hängende Laub.

Was ich in dieser angenehmen Einöde sehe, fragen Sie? Allerley. So wie der Morgen die Sonne heiter aufgehen lässet, kömmt ein Schwall von Kutschen, Carriolen, Wagen, Phaetons und Pferden. Alle Menschen scheinen die Stadt zu fliehen, und auf dem einsiedlerischen Lande die Wollüste, welche Städte nicht haben, und städtische Menschen nicht schmecken können, zu suchen. Eine jede Laube wird eine Herberge der scherzenden Fremdlinge, und die Kost des Landmannes reizet den Geschmack eines Schwelgers, welchen selten die Stadt im Genuß vielerley Speisen sättigen kann. Ein herrlicher Erweis, daß die Vollkommenheit des Menschen nicht in vielem Essen und Trinken bestehe.

Aber gewiß, diese Vollkommenheit kann ich völlig erweisen. So schön meine Einöde die Natur gebildet hat, so unangenehm machet sie die Faulheit ihrer Bewohner. Eine halbe Meile von H = = zu wohnen, und kaum so viel zu haben, daß man sagen könnte: ich bin gesättiget, ist Ihnen unbegreiflich, und eine völlige Wahrheit.

Ich muß Ihnen nur Beweise anführen. Ich will Ihnen die Besitzer meiner Einöde beschreiben, und alsdenn werden Sie glauben, daß meine Vorsätze ihre Richtigkeit ohne Schlußrede haben. Der Besitzer kennet keinen andern Verdienst, als Heu zu machen, Korn einzufahren, es auf den Boden zu legen, und zum Verkauf ausdreschen zu lassen. Er gleichet einem alten Sämanne, der sich auf dem Lande ohne Verdruß nicht aufhalten mag, und dieser Mann, deuchtet mir, ist unruhig, wenn er in seinem Hause Stunden vollbringen soll. Er ist nicht der starcke Landmann, der sich an der Brust seiner Gattinn erhohlet, und an ihrer Seite die Last der Arbeit vergißt. Seine Speisen sind grob, sein Trank nach seinem Magen, und um andere Menschen sich zu bekümmern, ist ihm zu mühsam.

Seine Hälfte ist ein langes Bild mit einem Schwanenhalse, vermuthlich funfzehn Sommer älterer als der Ehemann; geizig im höchsten Grade, und immer geschäfftig ohne etwas zu vollbringen; sie trachtet nach Geld ohne ihren Gästen etwas zu geben; sie schilt den ganzen Tag auf Kinder, Knecht und Magd ohne Nutzen, und ihre wenige

nige Ueberlegungskraft verhindert jederzeit ihren Gästen auch nur das nöthigste zu reichen; um sie lauft ihre noch ältere und beißigte Schwester. Hörten Sie den Lärmen, welchen diese beyde alten Weibsleute verursachen, Sie würden Mitleiden mit mir haben, und meine Frühstunden bedauren.

Wahrhaftig, mit ihrer sieben sollte man Legionen böse Gespenster und alle Gnomen des Grafen Gabalis verjagen können. Sehen Sie also, mitten in der schönsten Einöde leide ich Mangel, nicht aus Mangel der Lebensmittel, diese sind genug zu erhalten; die Faulheit und der Geiz meiner Wirthe nöthigen mich, wenig zu essen, und doch satt zu werden. So lange Brod da ist, so lange will ich nicht murren.

Ueber die Faulheit dieser Menschen-Gesichter und ihren lächerlichen Geiz will ich eine Betrachtung machen. Ich wünschte mich erniedrigen zu können, und ein Wirthshaus zu halten. Man müßte reich werden. Kennen Sie Leipzig und die dasige Haushaltungskunst? Ich will sie Ihnen erzählen. Jedes Dorf um Leipzig hat sein Wirthshaus; jedes Wirthshaus hat seinen Saal, und rund um den Saal sind verschiedene Zimmer; auf den Saal kann jeder Stand kommen; will aber eine Gesellschaft alleine seyn, so nimmt sie ein Zimmer für sich; in einem solchen Gasthofe kann ich, was ich verlange und zu jeder Zeit, erhalten, Essen, Trinken, alle Arten von Geträncken; und bald fragt hier der Wirth, dort die Wirthinn, hier der Hausknecht,

dort die Magd: Was befehlen Sie? Was ist zu Dienst? Und was mir, so zu sagen, einfällt, kann ich erhalten.

Welch eine entgegen gesetzte Haushaltungskunst bemerket man aber hier! hier, da der müßige H = = Geld verschwenden würde, wenn er Aufwartung, und was er haben wollte, etwa erhalten könnte. Allein der Geiz meiner ewiglärmenden alten Gesichter, (eben schreyet wieder eine von den Furien unter meinem Fenster, daß ich die Colic kriegen möchte,) gehet so weit, daß kein gesunder Leuchter, kein ordentliches Licht, keine Theeschaale, kein Glas im Hause ist; und was soll also den Fremdling anlocken, in einem Hause zu leben, welches allerwärts bloß durch die Faulheit seiner Bewohner den äußersten Mangel zeiget?

Genug von diesem faulen Geschlechte. Ich bemerke nur den Grundsatz der Politik, daß, so lange ein Volk nicht reich zu werden gedenket, an dem Wohl des ganzen Landes noch stark zu zweifeln ist.

Der beste König, der in der Glückseligkeit seiner Unterthanen sein Glück suchet, verfehlet seines Entzweckes, wenn er durch seine Güte und Gnade den Landmann seiner eigenen Führung überlässet. Selten denket der Pöbel edel, und sein weitester Gedanke ist der: so hat mein Vater gelebet, so muß ich auch leben. Mein Großvater hat eine halbe Meile gutes Land aus Faulheit zur Heyde werden lassen, warum soll ich fleißiger seyn als er?

Er

Er hatte sein Brod. Aber wird dieser faule Bauer mit fleißigen Nachbaren umgeben, wie bald wird er seine Meynung ändern. Er wird bald eben so reich seyn wollen, als jene; er wird unvermerkt arbeitsamer, und indem er nachahmt, verbessert sich sein Land unter seinen Händen.

Wo viel ödes Land lieget, ist ein Zeichen, daß es an Einwohnern fehlet; fehlet es an Einwohnern, so müssen Fremde gesucht werden. Wie ist dieses aber anzustellen? werden Sie mich fragen. Ich wollte es Ihnen bald sagen, wenn ich mir nicht vorstellte, daß die großen Könige von Preussen diese Wahrheit schon in ihr helles Licht gesetzet. Sie haben nicht ganze Provinzen durchgeraubet, um elendere Gegenden zu besetzen. Ganze Völker haben sich ihnen unterworfen, weil ganze Völker wissen, daß sie unter dem Zepter ihres Herrn vor Unrecht und Gewalt geschützet werden, ihr Fleiß belohnet und ihre Treue von der Landesherrschaft geschätzet wird.

Sie sollten wohl denken, daß ich, um meinen Brief zu verlängern, ein Politicus werden wollte; glauben Sie es nicht. Ich werde meine Betrachtungen fortsetzen. Ich kann Ihnen ganz was neues schreiben. Sie wissen nicht, wie ich in meiner Einöde wohne; ich muß Ihnen dieses erst sagen, ehe ich meine Neuigkeiten auskramen kann, denn wundern Sie sich. Doch ich will meine Neuigkeiten versparen. Auf einmal ändert sich

rund um meine Wohnung die ganze Natur. Vor etlichen Minuten breitete die Sonne ihre Strahlen aus, und erwärmte den Erdboden; ihre wohlthätige Strahlen, welche von den Cörpern wieder zurückprallten, hatten die Hitze vermehret, und wirklich der Mensch ermattete und vergaß der Arbeit. Wie plötzlich kann aber der, welchem Wind und Wetter gehorsamen, die ganze Scene verändern!

Vor wenig Augenblicken war mein Zimmer helle, itzo herrschet eine feyerliche Dunkelheit in demselben. Kein Zephir scheinet mehr auf den leichten Bäumen, welche meine Wohnung umgeben, herum zu hüpfen. Und itzo rauschet der Sturmwind daher, und neiget den Gipfel der stolzen Eiche; die schüchterne Schwalbe suchet ihr von Leim künstlich gebautes Haus, und die schnarrende Krähe flieget hoch daher in der Luft, und suchet den Baum, welcher sie vor dem Regen beschützen soll.

Aber eine weit ernsthaftere Veränderung spüret die Natur. In den Wolken rollet der Donner daher, welcher den Bösewicht erschrecket; und der Blitz blendet meine Augen, indem ich schreibe. Der Sturm wird still, und es öffnen sich die bisher dick gestandenen Wolken, und lassen mitten unter der fürchterlichsten Musik den wohlthätigen Regen fallen. Schnell reitet der Reuter, welcher itzt das Kriegeshandwerk zu

lernen

lernen die Felder bedecket; schnell fähret der Landmann, welcher seine ganze Hoffnung auf dem Felde noch vertheilet findet, oder auch der, welcher die Stadt besuchet, und einen Theil seines Gewinnstes der werthen Gattinn mitbringen will, und der Fußgänger zittert mit wankenden Füßen daher. Itzt öffnet sich der Donner schwangerer Himmel, Feuer uud Schrecken flieget auf die Erde, rund um mich brüllet die Luft. Alles ladet zum Gericht ein. Ich rufe: Schöpfer, erbarme dich meiner! hier ist dein Knecht, dein Wille geschehe!

Sehen Sie, mein Freund, wieder einige Zeilen Ihnen vorgeplaudert; was soll ich noch mehr sagen? Werden Sie nicht müde. Eine Kleinigkeit sollen Sie noch wissen. Die Menschen sind auf der guten Seite wirklich liebreiche Geschöpfe. Ich habe diese Anmerkung gestern gemacht. Eine junge, eine schöne Frau, welche bey einem guten Herzen nicht die Verstellung des Hofes nach dem höchsten Grade gelernet hat, kömmt zu uns und suchet den Gatten, den sie liebet. Eine Versammlung von zwölf Personen nimmt Theil an diesem Besuch, und die Freude reißet das junge Herz dahin. Wie liebenswürdig wurde dieses Frauenzimmer, da sie bey ihrer Zärtlichkeit etwas der Freundschaft schenkte, und ein Vergnügen merken ließ, auch die Freunde des Mannes wieder gesund und wohl zu sehen!

Gewiß ihr Vergnügen machte gesellige Eindrücke und eines jeden Herz strömte Lust von sich, einer angenehmen Freundinn zu sagen, daß man sie hoch schätzte, daß man sie verehrte. Wie liebenswürdig kann die Geselligkeit Menschen machen, und wie liebreich könnte das Leben hinfließen, wenn nicht ein Mensch des andern Teufel wäre!

Unsere Lust sollte noch kein Ende nehmen; aber wie alles in der Welt mit Abwechselungen kämpfet, so endigte sie ein Gesicht. Leben Sie wohl.

St - U - y.
1758. der Ihrige.

Neunter

Neunter Brief.

Freund!

Gott ist gütig und barmherzig! Er verläßt keine Creatur: denn alles ist seiner Hände Werk. Dich hat der Aberglaube, die Unwissenheit, Tücke, Verläumdung und die Kunst des Bösewichts niedergeschlagen. Da liegest Du im Staube, und dein Feind tritt, wie ein Tyrann, Dich mit Füßen. Deine Wissenschaften nennet der Barbare böses Wesen, deine ungeheuchelte Frömmigkeit Ketzerey, und dein ganzes Leben ein Gewebe voll Bosheit. Er hat Dich unterdrückt und sein Geifer hat Dich dahin geworfen, Du liegest ohne Errettung. Er hat das Ohr der Großen vor Dich verstopfet, Jammer, Elend und Kummer reißen Dich dahin, und mit Thränen issest Du dein Brod. Ich sehe Dich, ich sehe Dich in deinem Elende, und meine Zähren fließen mitleidig für Dich, o Freund, der eines bessern Schicksals werth ist. O könnte ich den Barbaren strafen, der in Dir den Ruhm der Väter, die Wissenschaft und die Wahrheit dahin wirft; ich wollte ihn strafen, und er sollte zittern, der Bösewicht!

Da sitzt neben Dir das zärtliche Weib, und hält vielleicht den werdenden Jüngling an der Brust. Kummervoll blickest Du auf sie, und in deiner kochenden Brust erreget sich ein Sturm von Lei-

denschaften. So wie der Aetna erstlich seine Feuerwirbel in seinem Busen heget, und wenn sie endlich ausbrechen, meilen-weit empfinden lassen; eben so heftig brechen nun Leidenschaften aus dem sich öffnenden Busen hervor. Furcht vor den zukünftigen Tagen, Verlangen nach der Nahrung des folgenden Tages; Liebe, welche die seufzende Gattinn anblicket, Begierde, ihr glücklichere Tage genießen zu lassen, Jammer, den Säugling dem Kummer und dem Elende schon an der mütterlichen Brust ausgesetzet zu sehen; Ohnmacht, Wissenschaften, welche Kenner bewundern, und Gelehrte mit Ergetzen hervorgebracht sehen würden, an des Tages Licht bringen zu können. Alle diese Gedanken durchwühlen, wie tödtliche Schlangen, deinen schwellenden Busen, Du vergießest eine männliche Zähre, und wünschest den Engel des Todes vor deinem Lager zu sehen.

Rufe nicht Rache, denn ihm gehört die Rache, der allein recht urtheilen kann; ihn rufe an mit eifrigem Gebet, der immer barmherzig ist. Traue der Allmacht, sie wird Dir von allen deinen Verfolgern helfen und Dich erretten. Deine Widersacher sind zwar wie Löwen so stark, denn der Bösewicht ruhet nicht, als bis er den Gerechten völlig zu Grunde gerichtet hat; aber wenn kein Erretter da ist, so wird der kommen, der die Himmel regieret, und Dich erretten.

Ist Unrecht in deinen Händen? o Freund! Hast Du jemals denen Böses vergolten, welche mit Dir friedlich gelebet haben? Hast Du die be-

schädiget, welche wie Scorpionen deine Ruhe untergraben, und dir ohne Ursache Feindseligkeit erwiesen? Sind sie allein darum deine Feinde, weil deine Kenntniß weiter als die ihrige reichet und Du weiser als sie bist? Nein; Ein Weiser beleidiget keine Feinde, und sie treten Dich im Staub, und verfolgen deine Seele, weil der Aberglaube und die Scheinheiligkeit mit ihrer verfluchten Schwester der Heucheley, Triumph über Dich schreyen will. Laß sie blöken, die höllischen Furien.

Harre, wenn Du ein Weiser, wenn Du ein Christ bist. Der Herr wird in seinem Grimme aufstehen, und sich in schneidenden Zorn über die Bösewichter, über die Schande des menschlichen Geschlechtes erheben. Er wird Dir wieder in das Amt helfen, das er Dir befohlen hat, und Du wirst niederfallen, und ihn anbeten, wie der Vater der Gläubigen, der in seinem Geschlechte gesegnete Abraham. Die Dich itzo in den Staub getreten, werden stehen, und es werden sich die Leute um Dich sammlen, und Freunde, die Dich itzo ehren, werden sich mit dir freuen, und Du wirst, wenn Dir die Thräne der Freude über die Backe herunter rollet, sagen: Der Herr hat mir Barmherzigkeit erwiesen.

Du wirst alsdenn den Himmel ansehen und beten: Herr! sey Richter über die Leute und richte mich nach deiner strengen Gerechtigkeit, weil ich auf Erden unterdrücket worden bin. O du gerechter

rechter Gott, tritt zwischen uns, denn du prüfest Herzen und Nieren. Ach! sey ferner mein Schild, meine Burg und mein Hort. So lang ich Odem habe, will ich den Gott preisen, der mich aus den Händen der grimmigsten Feinde erlöset hat; der den Mächtigen die Augen eröffnet und die Lügen gestürzet hat. Ich danke dem Herrn um seiner Gerechtigkeit willen; Ich will loben den Namen des Allerhöchsten ewiglich. Siehe Freund, so wirst Du als ein Christ denken, und mein Gebet um dich, wird erhöret werden.

Gieb es zu, Freund, daß ich noch weiter gehe, und Dir durch das bekannte große Beyspiel des Epictet zeige, wie weit es der Weise in der Gelassenheit bringen kan. Als der Weise von seinem tyrannischen Herren geschlagen wurde, sagte er gelassen: Ihr werdet mir das Bein entzwey schlagen. Der Barbar schlug fort, Epictet fiel auf die Erde und sagte, hab ich es nicht gesagt, ihr würdet mir das Bein entzwey schlagen? Es war wirklich entzwey. Sollte eine solche Gelassenheit bloß aus einem stoischen Stolze entstanden seyn? Gewiß von dem Epictet ist es nicht zu glauben. Glaubest Du nicht, Freund, daß die Vernunft Trostgründe wieder die Tyranney darbieten könne? Die Trostgründe werden stärker, wenn sie von der Religion begleitet werden; aber laß unsre Vernunft auch einmal reden.

Giebt uns dieser Strahl der Gottheit nicht bey reiflichen Nachdenken einige gewisse Hoffnung,

daß wir eine Seele haben, daß diese Seele unvergänglich sey, und daß wir nach diesem Leben zu einem unendlich dauerhaftern und glückseligern Leben bestimmt seyn? Wie dieses Leben beschaffen sey, ob es Stufen habe, oder gleich sey, darum wollen wir uns nicht bekümmern. Es ist aber glaublich, daß die Rangordnung in der Zukunft anders eingerichtet seyn wird, als in dieser Welt, welche Vorurtheil, Eigensinn und Glück regieret.

Diese Hoffnung gründet sich nun gewiß hauptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schöpfung und auf Gottes besondere Vorsehung über die Menschen. Diese Absicht, diese Vorsehung des Allgewaltigen giebet uns allein die feste Versicherung, daß alle unsere Hoffnungen in Gewißheiten verwandelt werden.

Bist Du, Freund! nicht auch eine Creatur, ein Mensch, den unser Gott hat werden lassen? Kanst Du glauben, daß er allein Dich verlassen, Dich vergehen, und ohne Erbarmen dahin stoßen werde? Sey nicht ungläubig. Denn der, an den Du glauben mußt, siehet unter alle Himmel, und sein Blitz scheinet auf die Ende der Erden. Gott donnert oft mit seinem Donner greulich, und thut große Dinge, und wird doch nicht erkannt. Bete ihn an, betrübter Freund! Er ist barmherzig und von großer Güte.

Denke nach, du Trostloser! Ist nicht die Schöpffung auf das Wohl der Lebendigen gerichtet?

tet? Wird der, der lauter Vollkommenheit ist, nicht alle Mittel anwenden, wodurch alle seine Absichten zur Wirklichkeit kommen? Er kann nicht anders handeln, denn wie würde er sonst gut seyn. Durchforsche deine Seele; Wende alle deine Kräffte und Regeln des Verstandes an, durchschaue deinen Willen. Immer wird Dir vor den Thieren eine Vollkommenheit bleiben. Du wirst eine Vorstellung von unserer zukünftigen möglichen Dauer, und höherer Glückseligkeit haben. Dein Verlangen, Deine Wünsche, Dein Hoffen wird sich über den Genuß eines gemischten Vergnügens in diesem Cirkel schwingen, sich in das Meer der andern Welten werfen, und wo wird dein Verlangen sich endigen? Nirgends. Versenke Dich in das Unendliche, da ist das Ende des glückseligen, des ewigen Menschen. Sollten wir thierische Körper diese tröstende Begriffe empfangen haben, wenn uns der große, der unbegreifliche Schöpffer, nicht vermöge unserre Natur zu einem unendlich dauerhaften Leben, zu einer höhern Glückseligkeit bestimmt hätte? Warum strebt der Polyp nicht nach eben der Glückseligkeit? Siehe ihn, betrachte alle seine Handlungen in seiner kurzen Lebenszeit. Du wirst nicht finden, daß er mehr als ein Verlangen hat. Er frißt.

Siehest Du also nicht wie gnädig der Schöpffer gegen uns ist? Er, der Barmherzige, hat uns Sinne gegeben, diese schenken uns vernünftige Ergezungen, durch sie gelangen wir zu einem

Vor-

Vorschmacke von Wahrheiten und Vollkommenheiten; durch sie werden wir gereizet, ein Verlangen nach dem Vermögen immer vollkommener zu werden zu empfinden. Dadurch folgen wir der Weisheit, weil diese göttliche Tochter unser Verlangen stärket und vollkommner macht. Durch sie thun wir, (o falle vor ihm nieder mit mir, du Trostloser, und laß uns anbeten!) einen Blick in das Innerste des Heiligthums. Ein fernerer Blick zeiget uns die unendliche Weisheit, Liebe, Macht und Glückseligkeit unsers Schöpffers, unsers Herrn, unsers Vaters.

Unglaubiger! Schaue und glaube! Ist es möglich, daß Du Dich überreden kannst, daß dieser Blick der letzte sey? Daß mit unsern Tagen auch das Vermögen sich endige, Gott anzubeten? Unser Vater, sollte der so unbarmherzig seyn, uns ein Vermögen zu schenken, und es in seiner Blüthe wieder vertilgen? Nein, nein, die Entzwecke der Schöpffung sind zu erhaben, zu groß, als Vollkommenheiten zu verwüsten. Sollten wir in einem dauerhaftern und bessern Leben nicht zu einem völligern Genusse dieser Vorzüge gelangen, so würden sie, da sie uns so bald entzogen würden, da wir uns nur noch auf der untersten Stufe sehen, wieder vereitelt. Ist das zu glauben? das ist ohnmöglich. Müßten wir nicht mißvergnügt, mürrisch, unglückselig uns nennen? ja, müßten wir nicht täglich verzweifeln, wenn wir bedächten, wenn wir glauben müßten,

daß

daß uns die Liebe selbst, der Barmherzige erschaffen, uns Begriffe und Reizungen geschenkt, einer weit vollkommenern und beständigern Glückseligkeit entgegen zu sehen, zu hoffen, Gründe zu haben, sie zu glauben, und doch nicht zu genüßen? Freund! Stelle dir einen solchen unbarmherzigen Gott vor.

Sollte ich, wenn mein Körper das wird, was er gewesen ist, mit ihm vergehen? Sollte ich nichts hoffen? Warum sollte ich die Tugend ehren? Sage es mir? So hat der Bösewicht, der Narr und der Weise mit dem Tugendhaften einerley Verdienst. Bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einsicht, Tugend, Frömmigkeit und Menschenliebe, nach dem Verlangen nicht hier, sondern da, wo nicht der Eigensinn der Menschen regieret, glücklich zu werden, kann ich, wie du Tugendhafter, du Märterer der Heucheley und der Kunst der Tartüffen, unglücklich seyn, ich kann wie du, in die widrigsten Umstände, und ganz unverschuldet versetzt werden; und ich sollte keine Hoffnung haben dermaleinst, wenn mich der Tod von Narren, Heuchlern und Tyrannen erlösen wird, glücklicher zu werden? Gewiß Freund! tröstete mich das Vertrauen meines gewissen Dableibens nicht, kein Bösewicht sollte verwegener gewesen seyn, als ich seyn würde. Sollten mich Gesetze halten, mich zu rächen? Sollten mich Befehle zwingen, und Eyde beugen? Sollte Menschenliebe mein Ruhm seyn, und Tu-

gend

gend mein Verlangen? Nein alle Furien sollten in meinem Herzen ihren Sammelplatz haben, und mein ganzes Leben sollte angewandt seyn mir gutes und der ganzen Welt übel zu thun.

Aber, laß sie siegen die Bösewichter; sie werden zittern müssen, weil sie die Liebe selbst beleidiget haben, weil sie, da sie den Redlichen unterdrücken, den Schöpffer beleidigen. Keine Eigenschaft des Allmächtigen, des Barmherzigen, des Vaters saget mir, daß ich vergehen soll. Er äussert seine Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen viel zu heftig, als daß wir glauben können, daß er uns vergehen lassen könne. Nein, nein, mein Freund! traue seiner gnädigen Vorsicht, und sey versichert, es gehe Dir wie es wolle, daß ein jeder unter uns durch diese kurze Vorbereitung zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und Glückseligkeit, wozu er unsere Natur fähig gemacht hat, geführet werde. Und dieß muß das Leben des Weisen versüßen. Laß den Bösewicht hier in der Prüfung siegen, wird er dort auch siegen? Oder wird er hier immer siegen? Der Heuchler!

Schreye nicht nach Rache, du Unterdrückter! überlasse deine Rache dem Unsichtbaren und Unbegreiflichen. Ihn rufe um Hülfe an, und rufe: O du, der alles erhält, erhalte mich auch, rette mich aus meinem Elend, und hilf mir! hilf mir, daß die nach meiner Seelen wollen, sich schämen müs-

sen, und zu schanden werden, und daß die mir Uebels wünschen, zurück kehren und mir Ruhm lassen. Die müssen zu schanden werden, die bey den Großen über mich schreyen und mich verläumden. Ich will gedultig, elend und arm bleiben, Gott eile zu mir, denn du bist allein der Helfer und der Erretter, verzeuch nicht, und laß mich nicht ganz vergehen. Hilf Herr!

Siehe Freund! tröste Dich wider die Tyranney der Bösewichter. Ich bin

U-t-r-s-n
1758.

dein Freund.

Zehenter Brief.

Mein Herr!

Sie fragen mich, ob es thulich sey, in den Nordländern den Seidenbau einzuführen? Warum nicht. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß wir hier zu Lande vortreffliche Würmer und schöne Seide ziehen können. Sie müssen wissen, daß ich aus der Erfahrung spreche, daß ich alle Proben selbst gemacht, und daß ich allen meinen Zeugnissen der genauesten Wahrheit zu folgen mich bemühen werde.

Die erste Frage wäre wohl: Sind die Maulbeerbäume in unsern Nordländern so gut als in den südlichen zu ziehen? Ja, mein Herr. Sie wachsen ohne viele Mühe. Ich kann Ihnen dieses bezeugen. Ich erhielt vor ohngefehr zwey Jahren, als ich noch über zwey Grad nordlicher wohnte, als ich itzo bin, weisen Maulbeersaamen, und auch hier im Lande gezogene Maulbeerpflanzen. Der, welcher mir Saamen und Pflanzen überschickte, hat schon einige Jahre den Bau fortgesetzt, und versicherte mich, Futter auf 20000 Würmer zu haben. Er schrieb mir ganze Bogen voll, wie sorgsam ich besonders mit dem Saa-

men umgehen sollte, wie lange ich die Pflanzen im Wasser weichen lassen, und sie endlich beschneiden und sorgfältig pflanzen sollte. Sie wissen, eine furchtsame Sorgfältigkeit ist mir nicht recht natürlich, und ich verfalle ehe in eine Sorgläßigkeit, als eine ängstliche Bemühung. Ich grub das wenige Erdreich, welches mein kleiner Garten zum Maulbeersaamen hergeben konnte, um, ließ es klar machen, und säete lustig darauf loß. Die Pflanzen steckte ich, nachdem ich sie ein wenig weichen lassen, ohne sie viel zu berupffen, in die Erde, und sie blieben alle wohlbehalten. Die gesäeten Maulbeeren wuchsen das erste Jahr niedlich, und wäre dieses Jahr nicht eine so schleunige Aenderung mit uns vorgegangen, so hätte ich auch dieses Jahr die selbst gesäeten verpflanzet, und wieder frische gesäet. Aber mein Dienst verpflichtete mich die Maulbeeren zu verlassen, und nun bin ich gut davor, sind sie schon ausgerottet. Die gepflanzten wuchsen schön, und ohne sie viel zu begießen, schossen sie in die Höhe, und ich hätte dieses Jahr schon etliche Würmer davon erhalten können. Die patriotischen Schweden haben es uns mehr als zu wohl bewiesen, daß in ihren weit kälteren Lande der Maulbeerbau vortrefflich von statten gehe. Mir scheinet es auch, daß vor vielen Jahren in hiesigen Gegenden der rothe Maulbeerbaum sehr vielfältig sey gepflanzet worden. Ich hatte selbst zwey in meinem kleinen Garten, und es war fast kein Garten an dem Orte meines

Aufent-

Aufenthalts, in welchem nicht große und schöne rothe Maulbeerbäume waren. Ja, ich sah an dem äusserſten Ende des Landes, dicht an der See, einen Maulbeerbaum, deſſen Größe und Dicke ich nie mitten in den ſüdlichen Provinzen Deutſchlands geſehen habe. Ich bin öfters auf die Gedanken gerathen, ob etwa um die Zeit der berühmten perſianiſchen Geſandſchaft, ſich die Einwohner hieſiger Provinzen, ſchon auf den Maulbeerbau geleget und in der Folge der Zeit denſelben wieder vernachläßiget haben. Es iſt dieſes ein zufälliger Gedanke! vielleicht iſt eine Wahrheit in demſelben. Genug, der Maulbeerbau kan in hieſigen Gegenden bis zur Vollkommenheit gebracht werden.

Sie werden mir nunmehro die zweyte Frage machen. Wie gehet dieſes zu? Sehr leichte. Vermehren ſie nur die patriotiſchen Seelen, die nicht um ihres Bauches, um ihrer Wittwe, und wohl gar Muhmen willen, arbeiten. Vermehren ſie nur die Menſchen in unſern Provinzen, welche ſo viel Einſicht haben, ſich einen Begriff von einem entfernten Nutzen machen zu können, und Menſchen, welche an der Neuigkeit einer Sache, nur ſo viel Empfindung, als eine Auſter haben.

Die Schwierigkeiten ſind bloß dieſe. Ich will ſie Ihnen aus der Erfahrung beweiſen. Als der Freund, von welchem ich Bäume, Saat und

Würmer bekommen habe, seine Beschäfftigungen zeigte, so war er das Ziel des ganzen Pöbels seiner und mehrerer Städte. Ho, schrie die Schmähsucht, man siehet wohl, daß ihn der Doctor nichts einbringt, daß er seine Kranke aus dem Richter methodisch heilet oder in die andere Welt befördert; der Wurm, darum hat er sich so in die Würmer verliebt, weil er von ihrem Geschlecht herstammet; er ist warlich aus der Wurmwelt des Ritters Mohiou. Mein Freund lachte, und pflanzte Maulbeeren; Er verstopfte die Ohren mit Baumwolle wie die kluge Peherizade, und hörte nicht das Schreyen der schwarzen Steine. Er setzte Würmer, und zog Seide. Der Verfluß etlicher Jahre hemmte die Schmähsucht, obschon ihre getreue Gefährtinn, die Faulheit, noch in diesen Zeiten die Nachahmung hindert.

Selten ist etwas, welches die Neugier nicht entzündet. Hinn und wieder siehet man dennoch Maulbeeren gesäet und gepflanzet, und mein halsstarriger Freund hat dennoch hier und da Liebhaber erreget. Mir gieng es einmal wunderlich in der Gegend, wo ich war. Ich saß in Gesellschaft von zwey Leuten, von denen einer ein würdiger Haushalter, der andere aber kürzlich erst eine Landbedienung erhalten hatte. Ich merkte an diesen letztern gar wohl, daß er die Weste vortrefflich strotzend tragen, die Haare zierlich friesiret,

zu Eroberungen krausen lassen, und troz allen Stuzern aus Paris vortrefflich leicht mit dem Stock spielen konnte. Das Glück und der Vorspruch einer Dame hatte ihn eine einträgliche Landbedienung gegeben. Hätte man nicht denken sollen, ein Stuzer, der so viel auf seidne Westen hielt, würde auch Belieben tragen, den Seidenbau zu befördern? Weit gefehlt. Als ich meinen Vorschlag, Maulbeeren zu säen, vortrug, hörte ich statt der Antwort ein höhnendes Gelächter, mein Herr! sagte dieser kluge Stuzer, wir können das Land weit besser brauchen. Ich verstummte; denn in der Gegend, wo ich dazumal war, hatte ich so gar in der Stadt nichts als wüste Gärten, und Meilen weit wüstes Land gesehen. Wider einen solchen Ausruf zu streiten, schien mir vergeblich zu seyn. Ich schwieg so trozig als Ajax.

Die Trägheit also und die wenige Lust etwas neues zu bauen und in das Land einzuführen, ist die erste Hinderniß, welche dem Seidenbaue in Deutschland und andern nordlichen Gegenden widerstehet; denn das Clima hindert ihn nicht. Im Gegentheil will ich Ihnen noch beweisen, daß unsere nordische Würmer, wenn sie in hiesigen Landen erzogen, viel stärker, viel seidenreicher, und lange nicht so zu Krankheiten geneigt werden, als die, welche in den südlichern Gegenden erzogen worden. Und wie leicht könnten die Einwohner

Maulbeeren in Menge haben, wenn sie ihre Gärten, statt des unnützen Buchsbaums, der gar nichts nutz wird, mit Maulbeerhecken zieren wollten.

Obschon die Projectmacher sich des Urtheils der Potuaner nicht zu unterwerfen haben, denn sonst würde man nicht so viel stolze Spitzbuben laufen sehen, so werde ich auch an nichts weniger denken, als ein Project zu machen. Ich will Sie nur überzeugen, daß man mit leichter Mühe in unsern Provinzen den Seidenbau anfangen, mit wenig Kosten unterhalten, und bald in die Vollkommenheit bringen könnte; und daß dadurch die Einkünfte des Landes vermehret werden, ist hoffentlich keinem Zweifel unterworfen, oder wer mir das Widerspiel zeigen will, muß sorgen, daß er ausgelachet werde. Genug mein Herr! Sie wissen es so gut als ich, der Seidenbau kann bloß Leute ernähren, welche sonst oft kaum wissen, wo sie das liebe Brod auf den andern Tag hernehmen sollen, und folglich verbessert er das gemeine Wesen, indem er die Armuth mindert. Und welches gemeine Wesen ist glücklicher, das, wo in allen Zäunen Bettler, Spitzbuben, Bösewichte und auch wirklich Arme liegen; oder das, welches denen die arbeiten wollen, Arbeit geben kann, und die nicht arbeiten wollen, zwingen kann, die Hände zu rühren.

Wenn

Wenn wir diese Sätze voraus gesetzt haben, so will ich eine ganz kleine Rechnung machen, und daraus offenbar zeigen, daß der Seidenbau einem Lande ungemein vortheilhaft sey; und wie leicht der Maulbeerbaum zu bauen und so wohl als der Wurm zu ernähren sey, will ich Ihnen mit meinen Anmerkungen zu erweisen suchen.

Ich habe zu meiner Berechnung einen Strich Landes unserer Gegenden von einigen Meilen erwählet. Nennen Sie diesen Strich Landes mit einem Namen, wie Sie wollen. Genug ich habe in diesen Strich bloß die Leute angenommen, die Land, Muße und Zeit übrig genug hätten, Maulbeeren zu säen und zu verpflanzen.

Ich sage es Ihnen, mein Freund! ich habe solche Bürger des gemeinen Wesens angenommen, denen es im geringsten nicht unbequem, oder kostbar fallen konnte, den Maulbeer- und Seidenbau zu befördern; im Gegentheil wäre es ein Vergnügen für sie, die Maulbeerhecken wachsen zu sehen. Und welch ein Vergnügen eines Patrioten, wenn er nach seinen Kräften dem Staate, in der Verbindung des Ganzen, Dienste leistet; wie viele werden aber gehindert, weil man ihre Dienste da fordert, wo sie nicht dienen können!

Mein Freund! ich setze in meine Gegend 80 Personen. Diese 80 Personen sollen so viel wüstes Land, davon nicht einmal ihre Hüner guts haben, zurecht machen lassen, und jährlich nur 60

Bäume pflanzen. Geschieht dieses, so sind in dem Bezirk meiner angenommenen Gegend, die ich nicht nennen mag, im ersten Jahre 4800 Bäume, und in 6 Jahren sind schon 28800 Bäume, und hat eine jede von diesen Personen 360 Bäume im Besitz.

So bald die Bäume einigermaßen gewachsen sind, so ernähren 60 Bäume 3 Loth Würmer; es kann also in wenig Jahren die Person, welche 360 Bäume im Besitz hat, 18 Loth Würmer ernähren. Und können also von 80 Personen nach 6 Jahren ohne die geringste Mühe (denn daß die Würmer zu erhalten und zu warten gar keine Mühe ist, werde ich Ihnen in einem andern Briefe zeigen) 1440 Loth Würmer erhalten werden.

Ich habe oben fest gesetzt, daß von 60 Bäumen 3 Loth Würmer ernähret werden können, diese drey Loth sollen nach der genauesten Berechnung 13½ Pfund Seide geben, ob ich schon überredet bin, daß wir hier wohl vierzehn Pfund erhielten, so will ich doch ganz mäßig denken, und nur auf 3 Loth Würme 12 Pfund Seide setzen; von 500 Würmern habe ich, ohne was verlohren gegangen, weil meine Umstände nicht so beschaffen waren, daß ich alle Vorsicht gründlich in Obacht nehmen konnte, dennoch 7 Loth der besten Seide erhalten; wenn ich also nun weiter fortrechne, so erhalten von 4800 Bäumen 80 Personen 960 Pfund gute Seide und 480 Pfund Flockseide. Was sie nun, wenn sie 6 Jahr gepflanzt und die Bäume in ge-

hörigen Stand gebracht haben, erhalten können, will ich denen überlassen, die lieber als ich rechnen mögen.

Herr Habegern fragt mich aber nun, wenn er alle gewinnsüchtige Runzeln in seinem Gesichte zusammen gezogen hat, was bringet aber nun die Seide? verlohnt es sich der Mühe ganzer 6 Wochen auf die grauerhaften kalten Würmer Achtung zu geben? Ja, mein Herr, ich sollte denken, Sie machten artig Geld, darnach Sie viel Würmer ernährten. Ich will Ihnen noch eine kleine Rechnung machen, damit müssen Sie aber vergnügt seyn, und den Nutzen in das Unendliche selbst berechnen.

Man rechnet den Preiß der Seide à Pfund 4 Rthl. 8 gr. so tragen also 460 Pfund jährlich 4000 Rthlr. diese 4000 Rthlr. sind in 6 Wochen verdient. Die Flockseide wird gerechnet, daß 6 Pfund 8 Rthlr. kosten, so erhalten meine angenommene 80 Personen zu ihren 4000 Rthl. annoch 640 Rthl. und wenn ich diese Summen nun zusammen nehme, so ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß eine jede Person, welche Maulbeeren gepflanzet hat, ihr Einkommen jährlich auf 58 Rthlr. vermehret habe.

Nun wird mich ein patriotischer Müßiggänger freylich fragen: darf ich nun für die 58 Rthl. gar nichts thun, als alle Jahr 60 Maulbeerbäume pflanzen, Würmer nehmen und sie fressen lassen? Nicht viel mehr, mein spöttischer Freund! Nimm 8 Rthl. weg, und begnüge dich mit funfzig.

Nimm eine arme Soldatenfrau, die gerne mit ihren Kindern etwas verdienen mag; dieselbe kann dir die Blätter pflücken, Du ordnest nur wenn, und wie sie gepflücket werden, an. Du sagest ihnen, wie sie dieselben und wie oft sie dieselben auflegen sollen; so viel Zeit wird dir immer übrig bleiben, selbst darnach zu sehen: denn es ist ein Ergetzen, die Wunder der Natur auch im Seidenwurme zu schauen. Haben die Würmer gesponnen, welches du angeordnet hast, so lehre du deinen Handlangern das Abhaspeln, und so erhältest du Seide und Geld, und die Armuth verdienet ihr Brod einige Zeit bey dir. Siehe, ein Verdienst um den Staat, würdig eines Patrioten! Doch diese Seelen sind selten, und die es sind, haben keine Gelegenheit, ihren Eifer zu zeigen.

So viel, mein Herr! vom Seidenbau in den Nordländern. Sie sollen meine Anmerkungen noch ferner hören. Gedult! Ich bin

St. - U - y.
1758. der Ihrige.

Eilfter Brief.

Liebster Freund!

Von Segeberg sollen Sie auch was hören. Alles, was ich gesehen habe, will ich Ihnen herschreiben. Hören Sie nur erst was unser ehrlicher Dankwerth saget.

Von dem Amt saget er, es sey an Boden ungleich, groß von Felde, klein und geringe aber von Tugend. Ich rechne diese Unfruchtbarkeit dem Landmanne zu, und berufe mich auf meinen Brief von Lezen.

Das Schloß Segeberg ist etliche hundert Jahre her ein Bergschloß, zuweilen auch eine Residenz gewesen, hat an der Seite eine Stadt und Kloster. Das Schloß lieget auf einem hohen Felsen, so ein Kalkberg ist, und hat oben einen tiefen Brunnen. Zu Zeiten Lotharii aus Sachsen hat König Knut diesen Berg, der damals Ail- oder Alberg genennet worden, zu bebauen angefangen. Graf Adolph zu Holstein ließ diese Gebäude wieder verwüsten.

Vicelinus bemerkte nicht als ein Geistlicher, sondern vermuthlich als ein Minister oder Soldat, wie nöthig dieser Berg sey, gegen die Wenden ein Schloß aufzuführen. Der Kayser Lotharius erkannte diesen guten Rath, gieng selbst von Bardewick nach Segeberg, und ließ auf diesem Alberge in möglichster Eile ein Schloß aufführen, und mußten nicht allein alle Nordalbinger, sondern zu ihrem innerlichen Verdruß auch die Sclaven und bezwungene Wenden daran arbeiten.

Als das Schloß fertig war, hat ihm der Kayser Segeberg, Siegeberg, mons victoriæ, den Namen gegeben, und versah es mit einer starken Besatzung, und einer von Adel, Namens Herrmann, war der erste Befehlshaber auf demselben. Am Fuße wurde dem heiligen Vicelino zu Ehren erbauet, und ein Kloster zu etlichen Brüdern, welche sogleich sechs Dörfer zu ihrem Unterhalt erhalten, aufgerichtet. In dem ersten Kriege aber verbrannte Pribislaus, ein Prinz der Wenden, den Marktflecken. Jedoch, obschon Graf Heinrich von Badewide Segeberg und Hamburg schleifen ließ, so sah Graf Adolph den Nutzen desselben gar zu wohl ein, und ließ es, so bald er das Wagerland erhalten, wieder aufbauen, und ist die Prophezeihung eines wendischen Fürsten, als es Kayser Lotharius aufbauen ließ, gar bald eingetroffen. Die Geschichte ist zu artig, als daß ich sie übergehen sollte.

„Wie

„Wie Kayser Lüder, schreibet Dankwerth, „selbiges Schloß, auf Angeben Vicelini, wider „die Wenden erbauen ließ, und die Wenden wi„der ihren Willen dazu helfen mußten, redete ein „wendischer Fürst zu einem andern ins Ohr, im „Beyseyn des Kaysers und des Vicelini: Sie„hest du dieses herrliche und feste Gebäude? Ich „sage dir, dieß Schloß wird ein Joch seyn über „unser ganzes Vaterland: denn hieraus werden „sich die Holsteiner und Sachsen hervor machen, „zuerst Plön, darnach Altenburg und Lübeck zer„stören. Folgends werden sie sich über die Tra„ve begeben, und es mit Ratzeburg und dem „ganzen Polaber-Lande nicht besser machen, ja „der Obotriten Land, Mecklenburg, wird ihren „Händen auch nicht entgehen. Dem antwortete „der andere: Wer, zum Teufel, hat uns die„ses Bad zubereitet, oder wer hat dem Kayser „diesen in unserm Wagerlande belegenen Berg „verkundschaftet? Darauf sagte der erste: Sie„hest du nicht das kleine Männlein mit dem kah„len Kopfe bey dem Kayser stehen? (auf den „Vicelinum zeigend,) der ist dieses unsers Uebels „ein Anstifter.„ Diese kleine Geschichte zeiget wenigstens, daß Vicelinus ein Geistlicher, nach dem Geist dieser Zeiten, Soldat und Mönch zugleich gewesen ist.

Bischof Geroldus setzte das von Segeberg weggenommene Kloster wieder dahin, und war

es als das älteste in diesen und folgenden Zeiten sehr berühmt, und das Schloß blieb in guten Umständen.

Zur Zeit Adolphs des zweyten verbrannte der König von Schwen den Flecken, aber das Schloß nahm er nicht ein. Als Heinrich der Löwe mit Graf Adolph dem dritten Krieg führete, wurde es bald von dieser, bald von jener Parthey eingenommen; unter Graf Adolph des vierten Regierung erschlugen die Holsteiner den damaligen dänischen Amtmann, der ihnen nicht nach ihren holsteinischen Rechten und Gebräuchen Recht sprechen wollte, und von dieser Geschichte soll ein itzo nichts bedeutendes Sprichwort entstanden seyn, welches heißet: **Die Holsteiner vertheidigen ihr Recht mit dem Schwerdte.**

Ein jüngerer Graf Adolph und Sohn des Grafen Hans des andern ist auf eben diesem Schlosse von einem Hartwich Reventlau mit seinem Sohne erstochen worden. Das Denkmaal dieser That ist noch in der Kirche zu sehen, und werde ich unten ein mehreres davon sagen. Das Schloß selbsten ist schon zu Dankwerths Zeiten verwüstet gewesen; was ich von dem Berge gesehen, will ich unten erzählen.

Segeberg hat von dem Grafen Johann und Gerhard Gebrüdern 1260 die Staatsfreyheiten erhal-

erhalten. Und seit der gesegneten Regierung des oldenburgischen glorwürdigen Stammes ist es immer bey der königlichen Linie geblieben, und 1534. zum letztenmale von Graf Christoph zu Oldenburg und den Lübeckern geplündert und eingeäschert worden.

Nun will ich Ihnen sagen, was ich in Segeberg bemerket habe. Segeberg ist ein kleines und ansehnliches Sädtchen, und ist halb königlich und halb fürstlich-plönischer Gerichtsbarkeit. Die plönischen Unterthanen haben meistentheils von dem Kalkberge herunter gebauet, so daß ich glaube, sie werden ihre Häuser wieder abbrechen müssen, wenn der Kalkberg weggefahren worden, und die Nachbaren dennoch Kalk haben wollen. Unterdessen sind die meisten Häuser ziemlich artig gebauet und übertreffen die in der Stadt. Obschon ein Weg nach Lübeck durch diese kleine Stadt gehet, so habe ich dennoch nicht bemerket, daß dieselbe einen großen Handel hätte. Ich gieng also mit meinen Begleitern in die Kirche, und was ich hier gesehen, will ich Ihnen erzählen. Zuerst fand ich eine schwarze Tafel, auf welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Ex donatione et in memoriam spectatissimi viri Friderici Nicolai Sultz Proprietarii quondam apud Surinamenses, qui natus Segebergæ 1717. Nov. V. Denatus Surinamiæ 1754. Aug. I. exstructa subsellia 1757. Ueber diesen Gestühlen hiengen

drey Fahnen. Die Orgel war nicht sonderlich groß, aber gar zierlich in Holz gehauen. Bey der Kanzel hängen wieder zwey Fahnen, deren Innschriften ich der kurzen Zeit wegen nicht habe abschreiben können. Der Hegereuter, Hans Gösche, hat die Kanzel, wie man bemerket, auszieren lassen. Zur Innschrift hat dieser fromme Mann unter die Kanzel setzen lassen: **Ick moht sin in dem, dat mines Vaters is.** Die Bilder, welche rund um die Kanzel angebracht sind, stellen das Leiden des Heylandes vor, sie sind artig genug ausgeschnitzet, und weiß mit Gold erhöhet.

Der Altar ist nicht so kunstreich als die Altäre in Husum und besonders in Schleswig; allein er hat wieder Vortheile, welche jene nicht haben. Die Figuren in dem Altare zu Schleswig sind vortreflich nach der Proportion und so gar mit Affekten ausgeschnitzet, man kann dieses von den Figuren in dem Altare zu Segeberg nicht sagen; im Gegentheile sind die Bilder, welche ziemlich grob geschnitzet sind, alle gemahlt, und hier hat der Mahler, wie man hin und wieder deutlich siehet, das herzustellen gesuchet, was der Bildhauer nicht in das Werk gerichtet hat. Die Vergoldung, welche fast bey allen Figuren angebracht worden, ist außerordentlich stark und vortreflich glänzend. Das Leiden Christi ist, wie gewöhnlich, der Vorwurf des Bildhauers gewesen. Unter andern habe ich eine Maria bewun-

dern

dern müssen, welche der Mahler, indem sie in eine Ohnmacht zu sinken scheinet, voller Leidenschaft zu mahlen gewußt hat. Der Kuß des verrätherischen Judas rühret ebenfalls. Die Auferstehung ist artig. Die Himmelfahrt hat der Bildhauer so gemacht, daß nur zwey Füße noch aus den Wolken hervorragen, und rühret dieses Stück so wenig, als wo er den Himmel und die Hölle hat abbilden wollen. Der Teufel kriecht mit seinem gewöhnlichen Ansehen aus einer düstern Gruft heraus, und plärret die Seligen an, welchen der heilige Petrus einen großen Thurm aufschließet, in welchem man sich die Seligkeit denken kann; Petrus und Maria sind auch die Hauptpersonen, welche sich in den Himmel zu begeben suchen.

Die auswendigen Zierrathen des Altars hat, nach einem neuern Geschmack, mahlen lassen Nicolaus Brüggemann. Inwendig stehen noch ziemlich groß vier Bischöfe mit Büchern in den Händen, und rund herum kann man Mönchsschrift sehen, welche aber Zeit brauchet, gelesen zu werden. Die äußerliche Mahlerey an den zwey Thüren des Altars sind allerley Sinnbilder, und oben in der Höhe stehet mit goldenen Buchstaben geschrieben: Certe est Jehovah in hoc loco.

An einer Seite der Mauer habe ich die Namen gelesen Marquardus à Penz, und Anna von Thienen. Ferner Christianus à Penz, Comes, eques auratus. Diese Namen haben mir deswegen merkwürdig geschienen, weil ich nicht weiß, daß itzo dieses Geschlechte der Penzen in holsteinischen Provinzen blühet; meine Jugend hat einen angenehmen Freund gekannt, dessen Schicksale ich aber nicht mehr erfahren habe. Er gieng nach Rußland, als wir uns das leztemal umarmet hatten. Sein Geschlecht war in dem Churfürstenthume Hannover.

Bey dem Altare hiengen noch zwey Fahnen. Auf einer stand Christianus Fridericus à Buchwald, auf der andern aber sahe ich gar nichts. An der Wand hieng Helm, Harnisch, Degen und große Sporen, mit ganz besonderm Sporenleder. Bey diesen sehenswürdigen Stücken stehet ein nicht besonders großes Gemählde, welches einem Stammbaum ähnlich ist. Unten stehet das königliche Wappen, auf jeder Seite sechs andere Wappen, welche mit mehrerer Aufmerksamkeit betrachtet werden müssen. Noch hänget eine dreyfache ziemlich große Krone von Eisen hier, welche also künstlich geschmiedet worden seyn soll; ein Epitaphium ziemlich gut in Holz geschnitten, von dem Jahr 1652. Auf der andern Seite siehet man ein großes Gemählde von dem Tode Graf Adolph des fünften. Ein gewisser Hartwig von

Reventlau hat den Grafen ermordet. Die Geschichte erzählet Dankwerth einigermaßen. Die Sage hat noch dieses aufbehalten, daß als denen von Reventlau der Schimpf ihrer Schwester bekannt geworden, der Graf einen von denen, welche bey dem Berichte gewesen, gefraget hätte, wie sich die Brüder gebärdet hätten? Dieser Freund hätte geantwortet: die zwey ältesten hätten entsetzlich gescholten und gedrohet, der jüngere aber hätte nichts gesaget, sondern nur in die Nagel gebissen. Vor diesem muß ich mich in Acht nehmen, hätte der schlaue Graf geantwortet; allein des von Reventlau List hat dennoch seine Klugheit betrogen. Ueber dem Grabmahle des Grafen hat im Anfange nichts mehr gestanden, als:

HIC JACET ADOLFVS COMES VNA CVM FILIO INTERFECTVS.

Allein 1595. hat Heinrich Ranzou diese Grabschrift mit dem Gemähide verbessern und mit goldenen Buchstaben darunter schreiben lassen:

Henricus Ranzovius trium regum Daniæ, Christiani II. Friderici II. et Christiani IV. per quadraginta annos Produx Cimbricus et hujus arcis Segebergensis præfectus, monumentum hoc Adolfi Holsatiæ Comitis ab Hartvico Reventlavio, sub habitu venatoris, in hac arce, cum in lecto requiesceret, interfecti, à Monachis

ordinis D. Augustini ex lapide cocto, cum inscriptione olim erectum, vetustate autem collapsum, propriis sumtibus reparari et litteras deaurari curavit. Anno Christi 1595. ætatis suæ 70.

Unter diesen goldenen Buchstaben stehet eine Maria mit einem Thurme, beynahe wie man die Cybele abgebildet siehet, auf einer Seite; und auf der andern ein kleiner Engel mit einem Zettel und den Worten: Soli Deo Gloria. Der Taufstein ist sehenswürdig genug und von einem feinen Metall. Er hat rund herum eine fast unleserliche Mönchsschrift. Das Becken halten vier Priester, und Christus am Creuze nicht vergessen. Oft muß ich die Künstler in allerley Arbeiten tadeln, kaum machen sie etwas, so muß Christus, eine Person, welche nicht genug geehret werden kann, die Arbeit ihrer Hände seyn. Eben so stehet mitten in der Kirche, sehr schlecht ausgehauen, Christus am Creuze. Um ihn hängen vier fliegende Engel, und an den Ecken siehet man die vier Thiere, welche mehrentheils die Kennzeichen und Begleiter der Evangelisten sind. Und diese vier Kennzeichen habe ich in hiesigen Provinzen fast in allen Kirchen bemerket.

Sonst sind in der Kirche zu Segeberg annoch zwey große Gewölber, welche die Leichname der Großen bewahren. Bey der Kanzel findet man ein

ein ziemlich wohlgemahltes Bild, welches den aufstehenden Heyland vorstellet, vor demselben kniet der, welcher diesen Zierrath der Kirche vermacht hat. Ehe man aus den Thüren gehet, findet man die Grabschriften des Probsten Ludwig Ottens, des Pastors Balthasar Schröders, nat. Hamburg. 1513. der wegen der Lehre von Utersen 1548. vertrieben und Pastor in Segeberg geworden, gestorben 1563. des Pastors Laurentius Hartung, Matthias Tonnies, dessen Erben und beyden Brüdern. Hans Griesen und dessen Frau Judith, den 13. Octob. 1652. gestorben den 5. Septemb. 1659. Ueber dem Gemählde des Mords des oberwähnten Hartwig Reventlau stehen noch die Worte, welche Dankwerth nicht bemerket hat: Pictum exhibens historiam Hartwigii Reventlau, comitem Holsatiæ Adolfum interficientis et cædis à Joanne XXII. p. p. Romæ absoluti. Diese Ceremonie, welche der Pabst allein verrichten kann, ist auch auf dem Gemählde vorgestellet. Noch siehet man ein steinern Epitaphium, welches also lautet: Fridericus Ranzovius D. Johannis Ranzovii I. equitis aurati filius, hujus arcis præfectus, avo suo materno Gerhardo Walstorpio ex pia matris suæ postulatione posuit.

Ehe man vollends aus der Thür gehet, findet sich ein Gemählde, in dessen Mitte eine von Holz gehauene Figur, wie Lazarus gemahlt wird,

sitzet.

sitzet. Aus dem Gemählde aber siehet man, daß diese Figur den unglücklichen Hiob vorstellen soll. Seine Freunde stehen alle drey auf einer Seite, und stoßen alle drey in Trompeten, auf der andern Seite stehet ein Frauenzimmer, welche als eine Xantippe aussiehet, und in der Ferne brennet ein Haus. Von dem Kalkberge, und was ich sonst in Segeberg bemerket habe, will ich Ihnen künftig Nachricht geben. Ich bin

U - H - s - n.
1760. der Ihrige.

Zwölfter

Zwölfter Brief.

Werther!

Von Lübeck sollen Sie auch etwas erfahren, aber nicht mehr, als was ich in fünf Stunden habe sehen können. Und was kann man in fünf Stunden sehen? Allerley.

Lübeck ist im Jahre 1040. schon bekannt gewesen, und hat, als Fürst Gottschalk um diese Zeit regieret, schon ein Collegium Canonicorum, ein Mönch- und Nonnen-Kloster gehabt. Sie lieget zwischen den zweyen Flüssen, der Trave und der Wackeniß, wo sie endlich Graf Adolph der zweyte recht fest gesetzet und angebauet hat, und nannte sie nach dem alten zerstörten Lübeck eben so wieder. Alt Lübeck hat da gelegen, wo itzo Koldenhof lieget. Herzog Heinrich der Löwe hat sich viel mit Lübeck zu thun gemacht, und 1163. rückte der Bischof Geroldus so gar von Altenburg im Wager-Lande, mit der Erlaubniß des Herzog Heinrichs, nach Lübeck, und befestigte allda seinen bischöflichen Stuhl. Wineta, Julin oder Wollin in Pommern gieng um diese Zeit unter, und seit dieser Zerstörung gewann Lübeck ungemein, bis sie sich 1181. die Streitigkeiten zwischen Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen zu Nutze machte, und in diesen Verwirrungen zu einer freyen Reichsstadt erkläret wurde. Sie wurde von Zeit zu Zeit mäch-

tiger. Alles dieses können Sie, mein Werther, in andern Büchern nachlesen. Sie war eine der mächtigsten Hansee-Städte, und gebot, so zu sagen, den andern, wie man aus der förmlichen Abbitte der Braunschweiger 1381. ersehen kann. Sie führte öfters Krieg mit ganzen Mächten, mit Mecklenburg, Dännemark, Schweden, und glänzet sowohl in der deutschen als nordischen Geschichte, und hat noch ein ansehnliches Bischofthum. Das Wappen der Stadt, welches sie, seit dem sie eine Reichsstadt geworden, geführet hat, ist der römische zweykopfigte schwarze Adler im weißen Felde, der auf dem Haupte die kayserliche Krone sammt dem Reichsapfel hat, auf der Brust aber einen Schild, oben weiß und unten roth.

Von Lübeck giebet uns der Herr Justizrath Willebrandt allerley Nachrichten. Ich will Ihnen erzählen, was ich noch mehr gesehen habe, als er uns hat bekannt machen wollen. Wir reiseten von Leezen des Abends aus, ließen Travendahl zur Linken, und Rheinfeld, wo noch eine Fürstinn residiret, zur Rechten liegen. Die Stadt lieget angenehmer und mir gefiel ihre Aussicht besser, als H = = =, welches jederzeit, besonders aber zu früh gleichsam in Wolken und Nebel verhüllet ist. Unterdessen zeiget eben diese Schwärze die Menge der Einwohner dieser prächtigen Stadt.

Der Herr Justizrath Willebrandt führet auf dem Rathhause an den Hansee-Saal, welcher von alten, aber nicht sonderlich gemahlten, Stücken vollgefüllet ist, und zeiget dieser Hansee-Saal meh

den Verfall von Lübeck, als daß er einem sonderlich viel Ehrfurcht wegen seines Alterthums beybringen sollte. Um die Zeiten muß er ehrwürdiger gewesen seyn, wenn in demselben das Wohl und das Weh ganze Staaten beschlossen und bestimmet worden.

Die neue Rathsstube wird prächtig, besonders wenn die großen Gemählde erstlich alle in derselben glänzen werden. Der Mahler nennet sich Torelli, und ein Stück habe ich fertig gesehen. Die Colorite war fein, und der Pinsel war nicht so verwegen, als ordentlich die italienische Schule mahlet, sondern es scheinet, daß der Mahler das Angenehme der Franzosen in seine Gemählde mischet. Jedes Stück soll hundert Ducaten kosten, und ich kann nicht läugnen, daß dieser Saal alsdeun wirklich prächtig wird genannt werden können.

Von diesem Saale wird man auf Gallerien geführet, welche voller großen Gemählden hängen, unter diesen Gemählden hat mir besonders gefallen dasjenige Stück, welches einem Neugierigen die Einigkeit, die Gerechtigkeit und die Gottesfurcht zeiget, die kleine Skize ist sehr artig angebracht, und der Meister heißet Oesterreich und hat sich unterschrieben: invenit et faciebat Lub. 1685.

Ueber einigen Balken stehen zwey ausgestopfte Löwen und ein kleiner Hund, welcher diese fleischfräßigen Thiere verrathen haben soll. Vielleicht sind diese Löwen ehemals ein Geschenk eines barbarischen Prinzen an die Stadt Lübeck gewesen, und sind zum Angedenken hieher gestellet worden,

und die Nachwelt hat ihre Geschichte vergessen, und also eine andre erdacht. Der Platz unterdessen heißet der Löwen-Saal. Die Kämmerey-stube ist von einer alten Bauart; und ich habe ebenfalls nichts Merkwürdiges in ihr gesehen.

Kirchen habe ich fünfe gesehen; die Catharinen-Kirche, die Marien, St. Petri, St. Jacobi und die Thum-Kirche. Die Marien-Kirche ist mit allerley Seltenheiten und Gemählden, unter welchen der berühmte Todtentanz besonders merkwürdig ist, überhäufet, so daß ein Neugieriger etliche Tage anwenden könnte, dieselben alle zu beschreiben. Das vortrefliche Uhrwerk ist ein sehr seltenes Stück, doch scheinen die zwölf Apostel, welche des Mittags um zwölf Uhr aus einer Hölung herauskommen, vor dem Bilde Christi vorbeygehen, mit dem Kopf nicken, und in eine andre Hölung sich wieder verbergen, ein solches Kunststück zu seyn, welches bey der größten Kunst auch das Kindische der ältern Zeiten mit der mühsamsten Arbeit verbunden zeiget; unterdessen haben Reisende und der müßige Pöbel eine bestimmte Zeit, welche sie täglich um zwölf Uhr des Mittags nach der Marien-Kirche führet.

An einem Altare stehet eine mittelmäßige Bildsäule, roth angestrichen und eine Rolle in der Hand haltend. Diese Bildsäule soll einen Kaufmann bedeuten, welchen die Armuth verleitet, den Gotteskasten zu berauben, der aber mit diesem geraubten Gelde so viel Glück erhielt, daß er zu dem Gebäude dieser Kirche und zu ihrer Verherr-

lichung

lichung ganze Rollen voll Geldes in den Gotteskasten wieder werfen konnte. Ein Erweis, daß ein Bösewicht nicht immer ein Bösewicht bleibet, wenn er nur die Moralität seiner Handlungen betrachten, und das Böse von dem Guten abziehen, und den Nutzen des Guten erwegen will.

Zwey Pfeiler, welche sehr hoch sind, stehen in einem abgesonderten Orte der Kirche, welche aus einem Stück gehauen seyn sollen, und nicht weit davon hänget eine alte Fahne oder nur vielmehr die Stange davon, um diese Stange hänget noch etwas, welches man seiner Höhe wegen nicht erkennen kann, was es eigentlich ist. Die Erzählung saget, daß einem gewissen Mörder damit die Därmer aus dem Leibe gedrehet worden seyn. Die Geschichte der Stadt muß diese Wahrheit rechtfertigen. Mir ist es nicht vorgekommen, als wenn es Gedärme wären, wohl aber alte Lumpen, welche um diese Stange hängen. Die übrigen merkwürdigen Gemählde und andere Kunststücke, welche diese Kirche bewahret, habe ich, wegen meiner kostbaren Zeit, kaum ansehen, noch weniger aber bemerken können.

Hat die Catharinen-Kirche nicht einen so gar reichen Vorrath von sehenswürdigen Dingen, so streitet sie fast in der Kostbarkeit derer, welche sie in sich enthält. Sie enthält zum Beyspiel ein Gemählde, welches die Erweckung des Lazarus vorstellet. Gemahlt ist es unvergleichlich, und die Figuren in Lebens Größe; allein meiner Meynung nach hat der Künstler, den ich gleich unten nennen

werde, mehr seinem Witz als der Natur und der Wahrheit gefolget. Christus nähert sich dem dunkeln Grabe, welches ziemlich der Natur nach gemahlet ist, allein zwey Männer halten den Lazarus in der Luft auf ihren Händen schwebend Christo entgegen. Lazarus ist unverbesserlich gemahlt und hat den Tod im Gesichte, aber er ist der Schrift nach nicht aus dem Grabe gehoben worden. Als Christus gerufen hat: **Lazare, komm heraus!** so kam der Verstorbene heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuche. Hätte der Mahler Kunst mit Wahrheit verbinden wollen, so hätte er die Leute, welche ihn hier haben, so mahlen sollen, daß sie Lazarus aufbänden, und also sein Gesicht dem Tage gäben. Es wäre wirklich werth, die Fehler der Mahler noch mehr zu entdecken, um denen Nachkommen eine Begierde zu machen, stets die Kunst mit der Wahrheit zu verbinden.

Der Meister dieses vortreflichen Stückes, was die Mahlerey anbelanget, ist Jaco Tindoretti, Venet. pinx, 1756. Jeder Kenner wird nun glauben, daß ich ein vortreflich Stück gesehen habe, und würde dieses Stück in einem Cabinet mehr unter andern seines gleichen glänzen, als hier, da es ohne Widerrede keinen Nebenbuhler hat.

In dieser Kirche ist auch ein Behältniß, welches die Junkern-Kapelle genennet wird, und im Jahre 1485. sind die Freyheiten der Junker von

Friedrich dem dritten, wie die mit goldenen Buchstaben angeschriebene Schrift es bezeuget, denenselben bestätiget worden. Die Kürze der Zeit ließ es nicht zu, mich um die Geschichte der Junker mehr zu bekümmern.

In dieser Kirche siehet man viele Gemählde schwarz und weiß. Viele sind so gezeichnet D. de la Val. fecit, renoviret 1669. Andere haben diese Zeichen oder I K. So viel kann ich von diesen Gemählden, ob sie schon wenig Farben haben, sagen, daß sie werth sind, näher betrachtet und besser beschrieben zu werden, als es meine Zeit zugelassen hat, sie zu bewundern.

Sonst ist dem Gemählde des Tindoretti gegen über ein Gemählde, das sehr gut gemahlt ist, welches ich aber, was es bedeuten soll, nicht habe erklären können. Es sitzen bey dem Feuer ein alter Mann und eine alte Frau, und ein Engel zündet das Feuer an. Wer die Geschichte errathen kann, von dem werde ich sagen:

Et eris mihi magnus Apollo.

Das Bildniß des Vaters des berühmten Mahlers Kneller zieret diese Kirche ebenfalls, wie auch eine Kapelle des Geheimden Rathsherrn von Reventlau. Sonsten habe ich die Geschichte des Samaritaners sehr niedlich gemahlt gefunden, und wenn man aus der Kirche nach der Bibliothek gehen will, findet sich ein Gemählde, das nicht wegen seiner Mahlerey, sondern wegen des närri-

schen Einfalls des Mahlers besonders merkwürdig scheinet.

Die Reformatores sitzen alle um einen Tisch, und damit man sie kennet, stehen ihre Namen über ihren Köpfen; auf dem Tische stehet ein brennendes Licht, unten am Tische stehet der Teufel, der Pabst und ein Mönch, die aus allen Kräften blasen, und das Licht nicht ausblasen können; über dem Tische stehet:

P. Licht is op de Candelar gesteit.

Man siehet aus dieser Schilderey den Geschmack der Zeiten; wenn um diese Zeit der Pabst, ein Cardinal oder sonst eine priesterliche Person gemahlt wurde, so konnte es nicht anders, als in der Begleitung des Teufels seyn. Gerade als wenn die, welche der römisch-catholischen Lehre nicht entsagten, auch in das Reich der Verdammniß gehörten. Ein Glaube, den der Fanaticismus allein gebähren kann.

Von der Bibliothek könnte man freylich viel mehr sagen. Ich habe die Gesichter des Bartolus und des Baldus, der Schöpfer aller Rabulisten, mit Aerger auf derselben gut gemahlt gesehen; doch hat mich der Mathematicus bey seiner finstern Lampe, welchen der vortrefliche Pinsel des berühmten Knellers gemahlet hat, ungemein mehr ergetzet. Die Gemählde der Herren Bürgemeister hat der Herr Subrector Gesner, welcher vermuthlich der höfliche Bibliothecarius des Herrn Willebrandts ist, in einer öffentlichen Schrift, auf welche ich meine Leser verweise, zu beschreiben an-

gefangen. Der Büchervorrath ist erst kürzlich sehr vermehret worden, und wird deswegen der Bau der Bibliothek anders eingerichtet.

Die beyden Wasserkünste vor dem Hüxterthore sind allerdings merkwürdig, und wäre von einem neugierigen Reisenden besonders ihre Höhe zu untersuchen. Sie zeigen unterdessen einen großen Wassermangel an.

Der Dohm ist allerdings ein sehr großes, aber auch gothisches Gebäude. Das berühmte Gemählde der Passion, welches der Herr Justizrath in einer Greveraden-Kapelle setzet, verdienet allerdings gesehen und bewundert zu werden. Mir wurde gesaget, daß die Kapelle, welche 1491. erbauet worden, itzo die Messinge-Kapelle genennet wird. Es ist ewig Schade, daß dieses Gemählde so sehr dunkel hänget, daß man kaum vermögend ist, die Schönheit desselben zu bewundern. Es scheinet mir aus der Schule des Albrecht Dürers wegen seiner Feinigkeit entsprungen zu seyn. Ein kleiner wohl angebrachter Hund, und der krähende Hahn sollen besonders bewundert worden seyn, so daß für den Hund allein hundert Ducaten von Liebhabern geboten worden seyn soll, si credere fas est. An der Mauer siehet man einen Hirsch mit einem Halsbande mit Edelsteinen besetzt gemahlt; dieser reiche Hirsch, als ihn der auch gemahlte Jäger geschossen hat, soll die Gelegenheit gegeben haben, daß die halbe Dohmkirche erbauet worden ist. Hinter einem Altare ist noch verwahret ein Ablaßbrief vom Tezel; drey alte Knochen

von

von dem heiligen Nicolaus, Johannes und Laurentius; eine alte Schlafmütze, der Himmel weiß, von wem.

Der gekreuzigte Christus stehet mit Maria und Johannes über Lebens Größe von Holze mitten im Dohm. Zwischen Johannes und Maria kniet der berühmte Bischof Krumendiek, mit einer Schönen, welche ihm im Leben lieb gewesen seyn soll, und scheinen voller Buße zu seyn. Es hat dieser Bischof Krumendiek den andern Theil des Dohms gebauet, er hat ihn mit einem großen Leuchter, auf welchem täglich und immer sieben Lichter brennen sollten, zu deren Unterhaltung er die Kosten festgesetzet hatte, beschenket. Die klügere Nachwelt hat das Geld zu der Ernährung von sieben armen Kindern angewendet. Kneller, der berühmte Künstler, der wahre Mahler, hat diesen sonst merkwürdigen Bischof ebenfalls gemahlet. Und solche Seltenheiten sind noch weit mehr in Lübeck zu sehen. Ich darf Ihnen nicht alles sagen, aber vielleicht falle ich noch auf den Einfall, Ihnen nochmals etwas von Lübeck vorzuschwatzen. Bleiben Sie mir gewogen. Ich bin

U - Her - s - n.
1760. der Ihrige.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briefe an seine Freunde, aus den Quartieren der Dänischen Armee

Altona [u.a.] 1762

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.5320
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11099183-3
VD18 11688467-004